

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit:

Zoo und Natur

*Interaktionsräume zwischen Mensch und Tier
und damit verbundene Naturvorstellungen: Ergebnisse
einer empirischen Erhebung im Tiergarten Schönbrunn*

Verfasserin:

Daniela Suchanek

Angestrebter akademischer Grad:

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, im April 2012

Studienkennzahl: A307

Studienrichtung: Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuer: V.-Prof. Doz. Dr. Marie-France Chevron

Danksagung

Bei der Entstehung meiner Diplomarbeit haben mich mehrere Personen unterstützt, denen ich hiermit meinen Dank aussprechen möchte.

Im akademischen Bereich danke ich besonders meiner Betreuerin V.-Prof. Doz. Dr. Marie-France Chevron für ihre eingehende Unterstützung bei der Fertigstellung meiner Diplomarbeit, sowie für die zahlreichen Anregungen in theoretischer und praktischer Hinsicht.

Ein großer Dank gilt der Leitung des Tiergartens Schönbrunn, hier im Besonderen Mag. Pfistermüller, MS, der Kuratorin für Forschung und Artenschutz, die mir die Forschung ermöglichte und äußerst hilfreiche Einblicke in das Feld gewährte. Ich möchte mich auch bei Dr. Mag. Claudia Kment, der Leiterin der Bibliothek im Tiergarten Schönbrunn, für den Zugang zur Bibliothek und die Hilfe beim Suchen relevanter Artikel herzlichst bedanken.

Ich möchte meinen InterviewpartnerInnen für die angenehmen Gesprächssituationen und die ausführliche Beantwortung meiner zahlreichen Fragen danken.

Ein besonderer Dank gilt meinen Eltern und meiner Familie, die mir bei meinem Weg durchs Studium immer unterstützend zur Seite standen. Danken möchte ich meinem Mann und meiner Tochter, die in dieser Zeit sehr viel Geduld mit mir hatten. Besonderer Dank gilt auch meiner Freundin und meiner Schwester, die mich durch viele anregenden Gespräche und zahlreiche Verbesserungsvorschläge unterstützen. Zuletzt möchte ich noch meinen KorrekturleserInnen herzlichst danken.

Inhalt

1. Einleitung	7
2. Einleitung in die Forschungsfragestellung Theoretische Grundlagen und historische Voraussetzungen	9
2.1. Begriffsdefinitionen	10
2.1.1. Der Naturbegriff	10
2.1.2. Naturvorstellung in der Kultur- und Sozialanthropologie	14
2.1.2.1. Die Anthropogeographie von Friedrich Ratzel (1882-1891).....	14
2.1.2.2. Die Kulturökologie von Julian Steward (1955).....	15
2.1.2.3. Kulturmateri alismus von Marvin Harris (1980)	16
2.1.2.4. Der relativistische Ansatz von Franz Boas (1880-1920).....	17
2.1.2.5. Der vergleichende Ansatz	17
2.1.2.6. Die „neue Anthropologie der Natur“ am Beispiel von Descola	20
2.1.2.6.1. Ontologie und die „Modes of Identification“	20
2.1.2.6.2. Der Kollektivbegriff und die „Modes of Relation“	22
2.1.3. Das Tier in der Kultur- und Sozialanthropologie	25
2.1.4. Der Raum	27
2.1.4.1. Der Raum in der Kultur- und Sozialanthropologie.....	27
2.1.4.2. Der Wahrnehmungs- und Interaktionsraum	28
2.2. Der zoologische Garten	30
2.2.1. Das Konzept des Tiergartens	30

2.2.2. Die historische Betrachtung der zoologischen Gärten	33
2.2.2.1. Die Menagerien im 17. Jahrhundert.....	34
2.2.2.2. Die Ideologische Entstehung des Zoos im 18. Jahrhundert	37
2.2.2.3. Der Londoner Zoo im 19. Jahrhundert.....	39
2.2.2.4. Das 20. Jahrhundert.....	41
2.2.2.4.1. Die Revolution des Carl Hagenbeck	41
2.2.2.4.2. Die Revolution des Woodlandpark	44
2.2.3. Die Naturidee im Zoo des 21. Jahrhunderts.....	47
2.2.3.1. Arterhaltung versus Artenschutz.....	47
2.2.3.2. Die Gründe für des Artenschutz.....	48
2.2.3.2.1. Der inhärente biologische Wert	49
2.2.3.2.2. Der ästhetische Wert	51
2.2.4. Der Zoo als Bildungsstätte	52
2.2.4.1. Bildung oder Erholung?.....	52
2.2.4.2. Das Zootier als Träger der Naturschutzbotschaft	53
2.2.4.3. Die Naturnahe Gehegegestaltung.....	55
2.2.4.3.1. Das naturalistische Gehege	55
2.2.4.3.2. Das Immersionsgehege	56
 3. Empirische Erhebung: Fallbeispiel Tiergarten Schönbrunn.....	 58
3.1. Methode.....	58
3.2. Feldbeschreibung: Der Tiergarten Schönbrunn.....	62

3.2.1. Ideologische Betrachtung des Feldes.....	62
3.2.2. Architektonische Betrachtung des Feldes.....	63
3.3. Darstellung der Ergebnisse	66
3.3.1. Die Repräsentationsarten des Zootieres.....	66
3.3.1.1. Die Zugangsweisen zum Zootier: Anthropozentrismus, Therianthropie und Anthropomorphismus	67
3.3.1.1.1. Der Anthropozentrismus.....	67
3.3.1.1.2. Therianthropie.....	68
3.3.1.1.3. Anthropomorphismus	69
3.3.1.2. Frage nach der Authentizität der Zootiere	72
3.3.1.2.1. Die Konstruktion des Zootieres	73
3.3.1.2.2. Naturnahes Gehege und Authentizität	76
3.3.2. Der Wahrnehmungsraum	78
3.3.2.1. Die Konstruktion von Nähe und Distanz	78
3.3.2.2. Das Immersionsgehege und die Konstruktion von Nähe.....	81
3.3.3. Die Interaktion zwischen Mensch und Tier im Zoo	83
3.3.3.1. Die visuelle Kontaktform.....	83
3.3.3.1.1. Der „voyeuristische Blick“: Das Fotografieren	84
3.3.3.1.2. Der egalitäre Blick: Der Blickkontakt	86
3.3.3.2. Das Berühren als ambivalente Beziehung	90
3.3.3.2.1. Berührung als ein Erlebnis von Freude.....	90
3.3.3.2.2. Berührung als ein Erlebnis von Angst	91

3.3.3.2.3. Berührung als ein Erlebnis von Ekel.....	94
4. Conclusio	97
5. Bibliographie	102
6. ANHANG	109

1. Einleitung

Der Zoo sieht sich selbst immer gern als eine Brücke zur Natur, wie der ehemalige Zoodirektor des Tiergartens Schönbrunn Helmut Pechlaner (2001: 10) beschreibt. In dieser Arbeit soll es darum gehen zu fragen, zu welcher Art von Natur diese Brücke geschlagen wird. Welche Naturvorstellung vermittelt der Zoo seinen BesucherInnen? Die Wichtigkeit dieser Frage wird durch die steigenden BesucherInnenzahlen unterstrichen. Im Jahr 2009 zählte der Tiergarten Schönbrunn 2,6 Millionen BesucherInnen und die Tendenz ist steigend (Pfistermüller 2009: 505). Diese Zahlen machen den Tiergarten Schönbrunn schon seit Jahren zur meist besuchten Kulturstätte Österreichs (Sommersacher & Schratter 2002: 293 f.).

Welches Umweltbewusstsein der Zoo vermitteln will, wird in der zoopädagogischen Literatur sehr genau behandelt. Diese sucht nach den geeigneten Mitteln, den BesucherInnen das richtige Naturbild im Sinn des Naturschutzes zu vermitteln (vgl. WAZA Homepage 2009: URL2, ZooLex 2009: URL3). Eine Reihe von Werken nähert sich diesem Thema durch die Thematisierung der architektonischen Gestaltung des Zoos (vgl. Dittrich 1990, Beyer & Heller 1999, Pies-Schulz-Hofer 1996, Salzert 1997, u.a.). Andere hinterfragen, ob ein Zoo überhaupt in der Lage sein kann, ein Umweltbewusstsein zu vermitteln (vgl. Poley 1993, Acompora 2005). Die Botschaft der Zoos wird in vielen Werken einer historischen Betrachtung unterzogen, wobei die Naturrepräsentation einen zentralen Stellenwert einnimmt (vgl. Hancocks 2001, Rothfels 2002, Dittrich & Riecke-Müller 1998). Die zeitgenössische Naturrepräsentation in Tiergärten wird in einigen Werken in einen soziokulturellen Kontext eingebettet und als eine ästhetische Paradiesvorstellung analysiert (vgl. Rothfels 2008, Marvin & Mullan 1998, u.a.). Die Werke, die sich mit Zoo und Natur beschäftigen, thematisieren die Sichtweisen der BesucherInnen entweder gar nicht oder nur anhand von quantitativen Daten. Sogar Werke, die die Meinung der BesucherInnen in den Mittelpunkt ihrer Forschung stellen, machen dies nur auf der Grundlage von quantitativen Fragebogenerhebungen. Das Ziel dieser Werke ist es zu beurteilen, ob der Zoo seiner Aufgabe, ein ökologisches Umweltbewusstsein zu bilden, nachkommt oder nicht (vgl. Ebenhöf 1992, Kellert 1989, 1993, Griesfeller 2007). Eine Ausnahme bildet die Doktorarbeit der Historikerin Christina Wessely (2003), die meine Herangehensweise an dieses Thema sehr geprägt hat. Wessely erschließt den Raum im Zoo ausgehend von den vergangenen Geschichten über seine

Nutzung und nicht durch die Auseinandersetzung mit seiner Gestaltung. Das Ziel ihrer Arbeit ist es, das Erleben der BesucherInnen qualitativ zu erfassen. In der vorliegenden Arbeit wurden nun die aktuelle Haltung der BesucherInnen und ihre Erlebnisse im Zoo qualitativ erhoben, um die vermittelte und erlebte Naturvorstellung im Zoo besser erfassen zu können. Die Idee und Architektur des Tiergartens stellen nur den Rahmen dieser vielfältigen Erfahrung dar. Die Interaktionen mit und die Deutung vom Zootier sind in meinen Augen der zentrale Punkt für die Erfassung der erlebten Naturvorstellung der BesucherInnen.

Die theoretischen Grundlagen für die Erfassung dieser gelebten Erfahrung bilden besonders die Theorie des französischen Kultur- und Sozialanthropologen Philippe Descola (2006a), aber auch der Wahrnehmungsbegriff des Psychologen James Gibson (1979) und der Raumbegriff des Kulturphilosophen und Soziologen Michel de Certeau (1988) dar. Diese Ansätze werden neben einer Definition des Naturbegriffes, sowie seiner Verwendung in der Kultur- und Sozialanthropologie im ersten und zweiten Teil des zweiten Kapitels behandelt.

Das Konzept des Tiergartens ist das Thema im dritten Teil des zweiten Kapitels. Hier soll die Selbstdefinition des Zoos vorgestellt und kritisch hinterfragt werden. Die ideologischen Grundlagen des Tiergartens werden seit seiner Entstehung bis in die Gegenwart behandelt und die Art und Weise, wie diese Ideen an die BesucherInnen vermittelt werden.

Die empirische Erhebung im Tiergarten Schönbrunn wird im dritten Kapitel beschrieben. Nach der Erläuterung der Methode und Vorstellung des Feldes, präsentiere ich die Ergebnisse meiner Forschung. Diese sind in drei Abschnitte gegliedert, wobei der Erste sich mit dem Konstrukt des Zootieres beschäftigt, der Zweite mit dem Raum der Zooerfahrung und der Dritte mit der Interaktion zwischen BesucherIn und Zootier.

Im Conclusio werden die Ergebnisse anhand der vorgestellten Theorie von Descola als eine Mischung von verschiedenen Naturvorstellungen gedeutet werden.

2. Einleitung in die Forschungsfragestellung

Theoretische Grundlagen und historische Voraussetzungen

In der Forschungsfragestellung, welche lautet: „In wie weit fördert der Zoo, durch den Interaktions- und Wahrnehmungsraum der Tier-Mensch-Beziehung gewisse Naturvorstellungen, am Beispiel des Tiergarten Schönbrunn“ sind drei zentrale Elemente erkennbar: (1) Der Raum der Wahrnehmung und der Interaktion, (2) die Beziehung zwischen Mensch und Tier und (3) die Naturvorstellungen.

Der Interaktions- und Wahrnehmungsraum bildet den konkreten Rahmen für die sozialen Beziehungen zwischen Mensch und Tier auf der empirisch beobachtbaren Ebene. Darunter befindet sich die Ebene der Vorannahmen zu den Tier-Mensch-Beziehungen, welche von der Ebene der Naturvorstellungen umschlossen wird. Diese Ebenen beeinflussen sich gegenseitig. Das Konzept des Tiergartens stellt den Rahmen dar, in welchem sich diese drei Ebenen befinden und beeinflusst sie daher, aber bestimmt sie nicht.

Die drei Ebene beinhalten folgende Aspekte und Fragen, die sich in den Erzählungen der ZoobesucherInnen wieder finden:

1. Ebene: Auf dem Niveau des Wahrnehmungs- und Interaktionsraumes gibt es Erzählungen darüber, wie das Tier in einem bestimmten Raum auf die BesucherInnen wirkt und darüber, welche Interaktionen man mit dem Tier hatte.
2. Ebene: Auf dem Niveau der Beziehungen zwischen Mensch und Tier wird das Tier konstruiert. Hier findet man anthropomorphe, anthropozentrische und therianthropische Zugänge zum Tier. Diese werden durch die Eigenschaften, welche dem Tier zugeschrieben werden, bestimmt.
3. Ebene: Auf dem Niveau der Naturvorstellungen findet man Erzählungen über das Natürliche und was es ausmacht. Dabei geht es vor allem um Erzählungen über Handlungen, Erwartungen und Emotionen beim Umgang mit dieser Natur. Hier wird der Versuch gemacht den Begriff der Natur, wie er in diesen Erzählungen sich offenbart, wiederzugeben.

Die Verknüpfung der drei Ebenen möchte ich besonders bei Philippe Descolas (2006a) Theorie aufzeigen, wobei es mein Ziel sein wird aufzudecken, welche Vorstellungen von Natur der Tiergarten Schönbrunn fördert oder eher marginalisiert. Der Zoo ist in meiner Untersuchung zwar ein Rahmen, aber keine handlungsdeterminierende Einheit, ganz im Sinne der Raumtheorie von de Certeau (1988). Bevor ich diese theoretischen Konzepte vorstelle, soll als nächstes der komplexe Naturbegriff genauer erläutert werden. Anschließend werde ich dann auf den Raumbegriff und auf das Konzept und die historische Entwicklung der zoologischen Gärten in Europa eingehen.

2.1. Begriffsdefinitionen

2.1.1. Der Naturbegriff

Der Begriff der Natur ist als zentraler Aspekt meiner Forschungsfragestellung ein vielschichtiger Terminus, der sich breiter Verwendung in der Alltagssprache erfreut. Etymologisch stammt das Wort, laut dem Duden-Universalwörterbuch (Kunkel-Razum 2007: 1196), vom lateinischen „natura“ ab, das man mit Geburt oder natürlicher Beschaffenheit übersetzen kann. Das Duden-Universalwörterbuch nennt für den Begriff Natur fünf Bedeutungsebenen (ebd.):

1. Alle organischen und anorganischen Erscheinungen, die ohne den Einfluss des Menschen existieren oder sich entwickelt haben,
2. Fauna und Flora eines bestimmten Gebietes, das nur wenig oder kaum von Menschen besiedelt ist oder verändert wurde,
3. Die Essenz oder der Charakter von Lebewesen, wie z.B. eine kämpferische Natur etc.
4. Die Essenz der Dinge,
5. Ursprüngliche Beschaffenheit oder Zustand.

Der Naturbegriff wird hier als Gegensatz zur Kultur präsentiert, da er das menschliche Schaffen ausschließt. „Natur“ ist dementsprechend nicht künstlich und daher im weiteren Sinne echt und authentisch.

Der Philosoph Paul Blum (vgl. 2003: 20 ff.) erkennt im Naturbegriff eine solide Projektionsfläche für kulturelle Werte, da der Begriff einerseits die kulturspezifische Deutung der Umwelt beinhaltet, sich aber andererseits als Natur außerhalb der

menschlichen Kontrolle befindet. Etwas Natürliches wird als gegeben hingenommen und nur selten hinterfragt. In dieser Weise verrät die Analyse des inneren und äußeren Naturbegriffes das Mensch- und Weltbild einer Gesellschaft.

In der vorliegenden Arbeit lege ich den Fokus auf die äußere Natur. Dabei schließe ich mich der Arbeitsdefinition von Gingrich und Mader (2002: 22) an, die Natur als einen kulturell mitstrukturierten und einen dynamischen Interaktionspartner der Menschen beschreiben. Diese Definition ist in der Kultur- und Sozialanthropologie nichts Neues. Bereits bei Ratzel war diese Auffassung vertreten, dass Natur immer eine „angeeignete Natur“ sei (vgl. Chevron 2008). Auf diese Weise wird jede Benennung, jede Nutzung und jede Beziehung von und mit der biotischen und abiotischen Umwelt zu einer soziokulturellen Aussage, wie sich das im Begriff der Natur widerspiegelt.

Es ist hier nicht das Ziel die konkrete Existenz der biotischen und abiotischen Umwelt zu negieren, sondern es geht darum zu betonen, dass diese immer nur durch eine soziokulturelle Deutung fassbar wird.

Die Wurzeln des heutigen westlichen Naturbegriffes liegen in der „physis“ des antiken Griechenlands. Dieser Begriff stellte ein Prinzip der Bewegung dar, indem er alles was sich entwickelte, wuchs, verfaulte und fortbewegte, umfasste (Blum 2003: 27). Der Mensch wurde hier in derselben Art und Weise als ein Teil der „physis“, wie seine biotische und zum Teil abiotische Umwelt betrachtet (Liedke 1983 zit. in Bargatzky 1986: 16 f.).

Das antike Rom übernahm diesen Begriff mit all seinen Konnotationen im Oberbegriff der „natura“, den es in verschiedene Unterbegriffe ordnete. In den Begriffen „rerum natura“ und „natura deorum“ wird die Widersprüchlichkeit des Begriffes im römischen Verständnis ersichtlich. „Rerum natura“ war ein rechtlicher Terminus, der die Natur zu einer besitzbaren und handelbaren Sache machte (ebd.). „Natura deorum“ war hingegen eine Personifizierung der Natur als eine Muttergöttin (Blum 2003: 28).

Das Christentum übernahm den römischen Terminus der „natura deorum“, aber unterteilte ihn in „natura naturans“ und „natura naturata“. Der erste Begriff steht für Gott und die Naturgesetzte. Der zweite Begriff steht für das Prinzip der Fortpflanzung und Bewegung, das jedem Geschöpf innewohnt. Man ging davon aus, dass die Naturgesetze zum göttlichen

Organisationsprinzip der Natur werden, wobei gleichzeitig die materielle Erscheinungsform das Göttliche selbst verliert (vgl. ebd.: 31).

Die materielle Natur wurde erforscht, um das göttliche Naturgesetz in ihr zu entdecken. Im 17. Jahrhundert setzte sich schließlich das „mechanische“ gegenüber dem „organischen“ Naturbild durch, wobei das organische von einer beseelten Natur und das mechanische von einer rein materiellen Natur ausgingen. Diese Entscheidung war die Voraussetzung für die Entstehung der Naturwissenschaften. Das Ziel war es dabei nicht nur die Naturereignisse zu erklären, sondern sie auch vorherzusagen und letztendlich zu kontrollieren. Der einflussreichste Naturphilosoph des 17. Jahrhunderts Francis Bacon sah in der Manipulation der biotischen und abiotischen Umwelt einen Fortschritt für die Menschheit (Bauriedl 2003: 112 ff.). Die einstmalige Vorstellung einer beseelten oder göttlichen Natur wurde im mechanischen Naturbild durch die Mechanik, die Mathematik und das Licht, als nicht materielle Kräfte in der Natur, ersetzt (Blum 2003: 35).

Die dualistische Metaphysik von René Descartes im 17. Jahrhundert zeigt, wie durch das mechanische Weltbild sich die Trennung des Menschen von der Natur auf die menschliche Selbstwahrnehmung auswirkte. Der Mensch selbst bekam bei Descartes einen mechanischen Teil, indem er sich aus *res cogitans* und *res extensa* zusammensetzte. Das erstere steht für das Denkende, den Geist und das letztere für das Ausgedehnte, den Körper. Der menschliche Körper wurde so zu einer materiellen Ausdehnung des denkenden Geistes und damit genauso entseelt und gottlos wie die Natur selbst (Liedke 1983 zit. in Bargatzky 1986: 17).

Die Geographin und Kultur-und Sozialanthropologin Sybille Bauriedl (2003: 112 ff.) warnt vor solchen Betrachtungen, da eine Dichotomie immer ein Hierarchieverhältnis aufweist. In der etablierten Dichotomie zwischen Kultur und Natur ist alles Natürliche dem Kulturellen unterlegen. Letztendlich sieht Bauriedl das mechanische Weltbild der Naturwissenschaften als ein kulturelles Artefakt, um den Dominanzanspruch über die biotische und abiotische Welt zu rechtfertigen

Die aktuelle Debatte über die biotische und abiotische Welt ist seit den 1950ern und vermehrt seit den 1960ern von der globalen ökologischen Krise geprägt. Der Einfluss des Menschen auf die Natur ist im Angesicht dieser Krise nur schwer zu leugnen. Die Philosophin Kate Soper (1995: 2) macht darauf aufmerksam, dass aus diesem Grund der Naturbegriff heute immer mehr mit dem Begriff der Ökologie gleichgesetzt wird.

Der Ökologiebegriff wurde im Jahre 1886 vom Biologen Ernst Haeckel als ein Teil der Biologie eingeführt (Chevron 2001: 56). Diese Betrachtungsweise stellt den Menschen als einen Organismus dar, der komplexe Beziehungen zu seiner Umwelt pflegt. Diese einflussreiche und beeinflussbare Umwelt setzt sich zusammen aus abiotischen Faktoren (das Klima, die Beschaffenheit des Bodens und Wassers und anorganische Nahrungsmittel) und biotischen Faktoren (alle Organismen und ihre Wechselbeziehungen untereinander) (Haeckel 1866 zit. in Chevron 2001: 133).

Die Fokussierung auf den ökologischen Naturbegriff holt den Menschen zurück in die Natur, da es den Menschen zu einem Organismus unter vielen macht. Nichts desto trotz wird dadurch die Hierarchiebeziehung zwischen Natur und Kultur nicht aufgehoben. So betrachtet der westliche Mensch sein Wesen, wie Ingold (2008: 81) erklärt, als eine geteilte Existenz. Neben seinen biologischen Eigenschaften, die ihn zu einem Organismus machen, ist der Mensch vor allem ein Kulturwesen, was ihn zu einer Person macht. Tiere hingegen bleiben nur Organismen und werden ausschließlich dem Bereich der Natur zugeordnet (ebd.). Die Sonderstellung des Menschen wird oft nur darin gesehen, dass der er ein soziales Wesen ist, das er natürlich auch ist, aber eben nicht das einzige (Chevron 2008: 58 ff.). Das Kulturwesen Mensch und der Grund für seine kulturelle Entwicklung kann nicht nur durch seine soziale Lebensweise erklärt werden. Daher spricht sich Chevron (ebd.: 66) in der folgenden Passage für mehr Interdisziplinarität beim Forschungsthema Mensch und seiner kulturellen Entwicklung aus:

„In diesem Rahmen ist daher eine reine und von anderen natürlichen Vorgängen abgehobene kulturwissenschaftliche Sicht genauso wenige wie eine reine evolutionsbiologische Sicht der Dinge zielführend“.

Das Verlangen nach mehr Interdisziplinarität resultiert aus dem Versuch, die Dichotomie zwischen Natur und Kultur aufzuheben, wie sich dies auch in der Etablierung der Natur- und Geistes- und Kulturwissenschaften zeigt (vgl. Bargatzky 1986:17).

Im Unterscheid zu anderen Sozialwissenschaften hat die Kultur- und Sozialanthropologie die biologische und abiotische Umwelt der Menschen nie ignoriert, aber es war von dem wissenschaftlichen Paradigma abhängig, welchen Stellenwert diese bekam.

2.1.2. Naturvorstellung in der Kultur- und Sozialanthropologie

In der Kultur- und Sozialanthropologie sind der kulturspezifische Umgang mit der Natur und die Vorstellungen von Natur seit dem 19. Jahrhundert ein wichtiges Thema (Gingrich & Mader 2002: 7). Die ökologisch-ökonomischen Strömungen innerhalb der Kultur- und Sozialanthropologie gaben diesen Themen einen zentralen Stellenwert. Gingrich und Mader (ebd.) zufolge sind vor allem die folgenden Denkschulen für dieses ökologisch-ökonomische Paradigma von Bedeutung:

- Die Anthropogeographie von Friedrich Ratzel (1882-1891),
- Die Kulturökologie von Julian Steward (ab 1955),
- Der Kulturmaterialismus von Marvin Harris (1980).

In der aktuellen Debatte sind diese großen Denkschulen zwar nur marginal vertreten, aber ihre Theorien und Ansätze haben andere Strömungen nachhaltig beeinflusst (siehe Chevron 2001 und 2008). Die heutigen kultur- und sozialanthropologischen Ansätze sind, Gingrich und Mader (2002: 12) zufolge, auf zwei Strömungen aufgeteilt:

- Die relativistischen Ansätze basierend auf Franz Boas und
- Die vergleichenden Ansätze von ideellen Strukturen basierend auf Emile Durkheim, Claude Levi-Strauss, und andere

Im weiteren Verlauf dieses Kapitels sollen alle erwähnten Ansätze im Hinblick auf ihre Deutung der biotischen und abiotischen Umwelt kurz dargestellt werden.

2.1.2.1. Die Anthropogeographie von Friedrich Ratzel (1882-1891)

Der Geograph und Ethnologe Friedrich Ratzel (1844-1904) lieferte 1882 mit seinem Werk „Anthropogeographie“: eine Lehre von der geographischen Verbreitung des Menschen. Das war der Anfang eines einflussreichen Konzepts. Obwohl ihm manche umweltdeterministische Schlussfolgerungen vorwerfen (vgl. Bargatzky 1986: 24), war es sein Verdienst, die Geographie gerade von diesen befreit zu haben. Ratzel beschäftigte sich mit der Wechselbeziehung zwischen Mensch und Umwelt. Auf diese Art verband er die Geographie mit der Geschichte und holte die Geographie so aus der reinen naturwissenschaftlichen Sphäre heraus (Ratzel 1882 zit. in Chevron 2001: 21). Der Mensch wird hier im Sinne des Ökologiebegriffes von Haeckel, als ein Wesen betrachtet, das eingebunden ist in einem Netzwerk aus Wechselbeziehungen der Organismen

untereinander und in Beziehungen zwischen Menschen und ihrer abiotischen Umwelt (Chevron 2001: 56). Die geographische Verbreitung und Anordnung der Menschen im Raum galt für Ratzel als das Spiegelbild dieser Wechselbeziehung. In diesem Sinne formuliert der Geograph und Ethnologe drei Gruppen anthropogeographischer Aufgaben:

1. Die vom Menschen bewohnten Gebiete auf Karten festhalten;
2. Bestimmung der Bedeutung des „Bodens“ im materiellem Sinn als Territorium und im symbolischen/sozialen Sinn als Raum;
3. Die Untersuchung der Auswirkung der biotischen und abiotischen Faktoren auf den Menschen und sein Zusammenleben (Ratzel 1921/22 zit. in Chevron 2001: 24).

Der Anthropogeographie folgte die Politische Geographie, welche nach Ratzel die geographischen Grundlagen eines Staates untersuchen sollte. Obwohl Ratzel sich vor allem der geographischen und demographischen Faktoren annahm um menschliches Zusammenleben zu erklären, verfiel er nicht dem Umweltdeterminismus im Hinblick auf die Kulturentwicklung (siehe Chevron 2001). Ratzel hat wesentlich zur Bildung des Diffusionismus¹ in der Kultur- und Sozialanthropologie beigetragen, für welchen Kulturkontakt die notwendige Voraussetzung für jeden Fortschritt war (Chevron 2008: 41 ff.). Teile seiner Theorien hatten einen starken Einfluss auf Boas, Durkheim, Vidal de la Blache und andere (siehe Chevron ebd.).

2.1.2.2. Die Kulturökologie von Julian Steward (1955)

Der Kulturanthropologe Julian Steward (1902-1972) war ein Anhänger des Multilinearen Evolutionismus und gründete auf diesem Gedankengut die Kulturökologie. Als Multilinearer Evolutionist war es nicht sein Anliegen, die Gesellschaften in hierarchische Stufenleitern zu ordnen, wie es die unilinearen Evolutionisten taten. Steward war mehr damit beschäftigt, wie auch Ratzel es war, die treibende Kraft für die soziokulturelle Entwicklung zu suchen (vgl. Barnard 2000: 40 ff.).

¹ Der Diffusionismus als ein Paradigma betrachtet die Verbreitung von Dingen und Wissen als ausschlaggebend für kulturelle Entwicklung. Migrationsbewegungen und Handelsrouten sind die Kausalfaktoren für die Kulturentwicklung (vgl. Barnard 2000:47).

Die biotische und abiotische Umwelt einer Gesellschaft bekommt auch bei Steward einen zentralen Stellenwert. Aber seine Ansätze sind auch nicht umweltdeterministisch, sondern Kultur und Umwelt beeinflussen sich, ihm zufolge, gegenseitig (Barnard 1996: 186).

Die Kulturökologie definiert Kultur als eine Bandbreite an Elementen, die zueinander in funktionalen Interdependenzen stehen. Die Aufgabe der Kulturanthropologie sollte es nun nicht sein durch Vergleiche einzelne Elemente zu beschreiben, sondern vielmehr ihren funktional-kausalen Zusammenhänge, welche die jeweilige Kultur ausmachen, herauszufinden (Chevron 2001: 144). Steward ordnete Gesellschaften in Kulturtypen ein, wobei ein Kulturtypus die gleichen kausal-funktionalen Zusammenhänge bestimmter Elemente aufwies und das gleiche Niveau der sozialen Integration (Steward 1955 zit. in Chevron 2001: 144). Besondere Beachtung finden die Interdependenzen zwischen drei Faktoren: die Umweltbedingungen in einer Region, die Subsistenzform und die soziale Organisation der in dieser Umwelt lebenden Gesellschaft. Der erste Faktor stellt den zentralen Punkt dar. Steward sah in der Anpassung an die biotische und abiotische Umwelt eine dynamische Kraft der Kulturveränderung und der Kulturentwicklung (Chevron 2001: 145). Die Kulturelemente, die diesem Bereich der Umweltanpassung zugeordnet werden konnten, nannte er den Kulturkern. Dieser umfasste vor allem Subsistenzaktivitäten und ökonomische Bereiche, konnte aber auch religiöse, politische und soziale Elemente enthalten (Steward 1955 zit. in Chevron 2001: 145). Der Kulturkern war nicht von vornherein festgelegt, sondern er sollte in der Feldforschung jeweils bestimmt werden. Am Anfang seiner Theorie stand die Praxis und die Art der Beziehungen der Gesellschaft mit der biotischen und abiotischen Umwelt (ebd.: 147).

2.1.2.3. Kulturmaterialismus von Marvin Harris (1980)

Der Kulturmaterialismus des Kulturanthropologen Marvin Harris spricht der biotischen und abiotischen Umwelt eine besonders determinierende und begrenzende Rolle zu. Obwohl die äußere Umwelt hier den primären Faktor für Kulturentwicklung darstellt, spricht Harris sich gegen jeden biologischen Reduktionismus aus, der den Menschen und seine Kultur nur durch seine Gene und andere biologische Funktionen erfassen will (siehe Barnard 2000: 43).

Als Marxist unterteilte Harris die Kultur in Infrastruktur, Struktur und Superstruktur, wobei er die Kausalfaktoren für soziokulturelle Entwicklung in der Ebene der Infrastruktur zu finden glaubte. Auf diesem Niveau findet, nach ihm, die technologische Aneignung und

Nutzung der biotischen und abiotischen Umwelt statt (Barnard 1996: 186). Neben der Technologie spielen auch ökonomische und demographische Umweltfaktoren eine Rolle (Bargatzky 1986: 29). Nach dieser Theorie befinden sich andere Kulturbereiche, wie Religion, Werte, Rituale in der Superstruktur und haben üblicherweise nur systemstabilisierende, aber nicht verändernde Wirkung auf das soziokulturelle Leben (Barnard 1996: 186).

2.1.2.4. Der relativistische Ansatz von Franz Boas (1880-1920)

Der Kulturrelativismus geht auf den Kulturanthropologen Franz Boas (1858-1942) zurück. Boas war ab den 1880ern bis zu den 1920ern bestimmend für die US-amerikanische Kulturanthropologie. Jede Gesellschaft wird von ihm als spezifisch historisch gewachsen und in diesem Sinne als einzigartig aufgefasst. Vergleiche sind in diesem Fall nicht zielführend (Sanjek 1996: 71 ff.).

In seinen Theorien stellt Boas sich gegen die Idee des Evolutionismus und gegen die Idee, dass die biotische und abiotische Umwelt eine treibende Kraft der Kulturentwicklung wäre (ebd.). So wie er die äußere Umwelt nicht als determinierend akzeptierte, so richtete er sich auch gegen angebliche determinierende Faktoren der inneren Natur. Boas spricht sich gegen die Rassentheorie des 19. Jahrhunderts aus, indem er aufzeigte dass körperliche Merkmale völlig unabhängig zu kulturellen Merkmalen stehen (Barnard 1996: 394).

Boas hat die Natur nicht vollkommen aus seinen Betrachtungen streichen können, da er immer vom empirischen in der Feldforschung gewonnenen Material ausging. So sah er, dass die Interaktion mit der äußeren Umwelt in jeder Gesellschaft einen zentralen Teil des Alltags darstellt. Der Einfluss der natürlichen Faktoren auf die Kultur wurde von ihm nicht ignoriert, sondern relativiert. Der Mensch war für ihn primär ein Kulturwesen und er konnte aus diesem Grund nur sekundär durch seine Umwelt beeinflusst werden. In diesem Sinn war ihm klar, dass die äußere Umwelt nie eine Kultur erschaffen, sondern sie nur eingeschränkt beeinflussen konnte (Chevron 2001: 139 f.).

2.1.2.5. Der vergleichende Ansatz

Dieser Zugang geht von der Vergleichbarkeit von sozialen und ideellen Strukturen aus. Im Gegensatz zum relativistischen Ansatz, der nur den Unterschied und die Einzigartigkeit betont, sucht der vergleichende Ansatz nach Gemeinsamkeiten und Regelmäßigkeiten

zwischen den Gesellschaften. Das untersuchte System setzt sich zusammen aus dynamisch vernetzten Interaktionen zwischen Kultur, Gesellschaft und Natur. Als Gründer dieser Denkrichtung gelten neben Émile Durkheim und Claude Lévi-Strauss auch Pierre Bourdieu und Louis Dumont (vgl. Gingrich & Mader 2001: 12). Ich gehe hier jedoch nur auf die ersten beiden Wissenschaftler ein, da sie für das Verständnis des Naturbegriffes besonders wichtig sind.

Durkheim

Der Soziologe Émile Durkheim (1858-1917) ist eine sehr einflussreiche Figur in der französischen und britischen Sozialanthropologie. Während Boas den Menschen primär als ein Kulturwesen betrachtete, sah Durkheim in ihm ein soziales Wesen, das nur durch soziale Faktoren beeinflusst und verändert werden kann (vgl. Barnard 1996: 527). Durkheim verstand die Gesellschaft als ein eigenes Regelwerk, das unabhängig vom denkenden Subjekt existiert und dieses Subjekt formt. Die Normen und Regeln werden von den Mitgliedern einer Gesellschaft in Form eines Kollektivbewusstseins verinnerlicht (Chevron 2001: 30 f.).

Die Gesellschaft ist nach Durkheim ein Organismus, Wichtig sind dabei die Sozialmorphologie (Form, die eine Gesellschaft in bestimmten räumlichen Gegebenheiten annimmt), die Sozialphysiologie (soziale, kulturelle, ökonomische, politische, und andere Handlungsweisen) und die Kollektivpsychologie (ebd.: 36). Nach Durkheim ist allein das soziale Milieu die treibende Kraft für soziale Veränderungen und Entwicklungen, aber er schließt hiermit die äußere Umwelt nicht vollkommen aus, sondern holt sie teilweise durch die Sozialmorphologie in seine Theorie hinein. Die physische Erscheinungsform einer Gesellschaft, wie beispielsweise ihre Aufteilung im Raum oder ihre demographische Verteilung haben selbst nicht Einfluss auf das soziale Leben, sind aber der morphologische Ausdruck der Gesellschaft (siehe hierzu Chevron 2001: 35 ff.).

So schreibt Chevron (ebd.), dass für ihn nicht der Boden als physisches Faktum Bedeutung habe, sondern der Boden als ein Raum für Nutzung und Benützung. Auf diese Weise wird der Boden zu einem sozialen Faktor und seine biotische und abiotische Bedeutung wird für die Untersuchung der Gesellschaft nicht weiter berücksichtigt. In diesem Punkt kann man Ratzels Einfluss gut erkennen (ebd.).

Lévi-Strauss

Aber Durkheim ignorierte die natürlichen Ausprägungen weitgehend oder er machte sie zum Ausdruck des sozialen Lebens. Der Strukturalist Lévi-Strauss hingegen postuliert die Natur-Kultur Dichotomie als eine universelle biologische Denkstruktur. Ihm zu Folge organisiert jede Gesellschaft ihre Welt in binären Oppositionspaaren, wie Natur/Kultur, Frau/Mann, roh/gekocht, etc. Diese Strukturen sind universell, da sie die gemeinsame innere Natur des Menschen widerspiegeln, d.h. die Struktur seines Bewusstseins (Lévi-Strauss 1969, 1966 zit. in Eriksen 2001: 116). Der Strukturalist behauptet zwar, dass er die biotische und abiotische Umwelt in seiner Theorie berücksichtigt, doch zeigt Chevron (2001: 153) die Problematik einer solchen Behauptung auf. Lévi-Strauss interessierte sich für die Strukturen des Denkens, durch welche der Menschen die natürliche Umwelt dank der Wahrnehmung dekodiert. In diesem Sinne wird jede Reflexion über die äußere Natur, eine Reflexion über die sozial wahrgenommene Natur. Genau wie bei Durkheim bleibt die biotische und abiotische Umwelt letztendlich unberücksichtigt (ebd.).

Das Oppositionspaar Natur/Kultur wird seit Lévi-Strauss als ein analytisches Mittel verwendet, obwohl erkannt wurde, dass die meisten Gesellschaften diese Trennung nicht machen (Gingrich & Mader 2002: 19). Strikt verworfen und stark kritisiert wird diese Kategorisierung von der Genderforschung, wie MacCormack (1980: 3 ff.) erklärt. Die Dualität bestehen aus Elementen, die zueinander in einer hierarchischen Beziehung stehen, d.h. Kultur ist dominanter als Natur etc. Lévi-Strauss sah die Paare als analog zueinander, wobei er die Frau als passiv und zur Natur zugehörig und den Mann als aktiv und zur Kultur zugehörig konstruierte. Die Genderforschung hat jedoch durch eine Bandbreite an empirischen Studien bewiesen, dass viele Gesellschaften die Dichotomie von Natur und Kultur bei ihren Genderkonstruktionen nicht verwenden (ebd.).

Abgesehen von den GenderforscherInnen lehnen mittlerweile die meisten WissenschaftlerInnen in der Kultur- und Sozialanthropologie diese Dichotomie als ein veraltetes analytisches Mittel ab. Der Kultur- und Sozialanthropologe Adrian Franklin (2002: 61 ff.) bezeichnet diese WissenschaftlerInnen als die Vertreter der „Neuen Anthropologie der Natur“. Ihre wichtigsten VertreterInnen sieht er in Ingold, Descola, Rival und Ellen (ebd.). Mit Descola, einem dieser Vertreter, werde ich mich im folgenden Kapitel genauer auseinandersetzen.

2.1.2.6. Die „neue Anthropologie der Natur“ am Beispiel von Descola

Der französische Kultur- und Sozialanthropologe Philippe Descola, ein Strukturalist und Schüler von Lévi-Strauss, übernimmt jedoch nicht dessen Dichotomie von Natur und Kultur (Descola 2006a: 175). Seine langen Forschungsaufenthalte bei den Achuar und den Jivaro in den 1970er Jahren haben ihn dazu veranlasst, das Natur-Kultur Paar zu überdenken und letztendlich zu verwerfen (vgl. Descola 1994).

Descola gelingt die Überwindung der Dichotomie im Wesentlichen durch: (1) die zentrale Stellung der Ontologischen Ebene und (2) die Übernahme des Kollektivbegriffs von Bruno Latour (1993). Daher sollen diese zwei theoretischen Überlegungen im Verlauf dieses Kapitels genauer erläutert werden.

2.1.2.6.1. Ontologie und die „Modes of Identification“

Descolas analytischer Ausgangspunkt ist nicht das Soziale, der seit Durkheim etabliert wurde, sondern das Ontologische. Ontologie als die Lehre vom Sein umfasst die Fragen nach der Existenz von Dingen, nach ihren Eigenschaften und daraus resultierenden Beziehungen untereinander (URL1: Hofweber 2004).

Im soziozentrischen Zugang werden die Institutionen mit dem Ziel untersucht die sozialen Strukturen, welche in der Religion, der Kosmologie etc. offenbart werden, zu erkennen. Descola behauptet jedoch, dass ein Beziehungssystem nicht unabhängig von seinen Elementen verstanden werden kann und die Art und Weise, wie diese Elemente mit Eigenschaften versehen werden, im ontologischen Bereich liegt (Descola 2006b: 2). Auf dieser Ebene verwendet er nicht das Paar von Natur/Kultur, sondern die innerlichen und äußerlichen Eigenschaften der Lebewesen (Descola 2006a: 163). Die Zuschreibung sieht Descola als einen Identifikationsprozess, da der Mensch seine Mitwesen durch Differenzen und Ähnlichkeiten zu sich selber konstruiert. Aus diesem Grund verwendet er für das Erkennen der Eigenschaften von anderen Mitwesen den Terminus „Modes of Identification“ (ebd.).

Descola konstruiert alle Wesen, in Anlehnung an den Philosophen Edmund Husserl², als zweiteilige Wesen, die eine Intentionalität und einen Körper haben. Descola bezeichnet diese zwei Zustände als „Interiority“ und „Physicality“ (ebd: 168 f.). Diese Unterscheidung

² Edmund Husserl : Erste Philosophie (1923-1924)

ist für Descolas Konzept ausschlaggebend. Abhängig davon, ob die Eigenschaften der inneren Existenz oder der äußeren Existenz die Unterschiede oder Ähnlichkeiten zwischen einem selber und anderen Lebewesen ausmachen, ist eine jeweils andere Ontologie vorherrschend (ebd.: 176). Und dies soll auch das Ziel meiner Forschung sein, die vorherrschenden und marginalen Ontologien, die sich durch den Zoobesuch offenbaren, zu entdecken. Hierfür ist es besonders wichtig die Begriffe der „Interiority“ und „Physicality“ genauer zu definieren.

„Interiority“ ist eine selbstreflexive Innerlichkeit (Descola 2006b: 3). In diesen Bereich fallen Eigenschaften, wie der Besitz einer Seele, eines Bewusstseins, einer Subjektivität, einer Essenz; oder die Fähigkeit selbstreflexiv zu denken, zu träumen, zu deuten, etc (Descola 2006a: 168 f.).

„Physicality“ ist die physische Disposition, die Handlungen ermöglicht (Descola 2006b: 3). Diese Kategorie beinhaltet Eigenschaften der äußeren Form, die Substanz, physiologische Prozesse, die Senso-Motorik und die Wahrnehmung, d.h. alle Eigenschaften und Verhaltensweisen, die aus morphologischen und physiologischen Faktoren resultieren (Descola 2006a: 169).

Aufbauend auf den Ähnlichkeiten und Differenzen, die durch die „Interiority“ und „Physicality“ also durch die „Modes of Identification“ konstruiert werden, ergeben sich laut Descola vier Ontologien als „Idealtypen“. Diese kommen aber in der Realität nur gemischt vor. Es handelt sich hierbei um:

1. Den Animismus: Hier sprechen Menschen ihren nicht-menschlichen Mitwesen eine Seele oder einen andere Eigenschaft aus der Kategorie der „Interiority“ zu, während sie die Differenz zwischen diesen Mitwesen und sich selbst über die Eigenschaften aus dem Bereich der „Physicality“ konstruieren.
2. Den Naturalismus: Hier teilen sich Menschen und Nicht-Menschen die gleichen physiologischen und morphologischen Eigenschaften aus dem Bereich der „Physicality“. Die Differenz wird durch den Bereich der „Interiority“ festgelegt, z.B. wird den Nichtmenschen ein selbstreflexives Bewusstsein abgesprochen.
3. Den Totemismus: Hier wird keine Differenz konstruiert, sondern beide Bereiche dienen dem Schaffen von Ähnlichkeiten.

4. Den Analogismus: Hier gibt es wiederum keine Ähnlichkeiten, sondern beide Bereiche dienen der Festigung von Differenzen zwischen Menschen und Nicht-Menschen. (ebd.: 176)

2.1.2.6.2. Der Kollektivbegriff und die „Modes of Relation“

Descola stellt zwar die ontologische Ebene analytisch über die soziale, aber es ist die soziale Ebene der beobachtbaren Praktiken, über welche er die ontologische Ebene glaubt erschließen zu können. Hier spielt der Kollektivbegriff von Bruno Latour (1993: 22) eine wesentliche Rolle, der das Leben der Menschen und Nicht-Menschen in Form eines Netzwerkes sieht (ebd.). In diesem Netzwerk sind Mensch und Nicht-Mensch gleichermaßen AkteurInnen, d.h. Produkt und ordnende Kraft des Netzwerkes gleichermaßen. Die Definition von AkteurInnen schließt sich hier nicht der traditionellen Sozialtheorie an, die nur den Menschen als ein bewusst handelndes Individuum anerkennt. Der/die AkteurIn in Latours Netzwerk ist einem semiotischen Begriff gleich und bedeutet etwas Handelndes, wobei eine bewusste Motivation keine Voraussetzung darstellt (Latour 1996: 373). Auf diese Weise wird ein Raum für die Interaktion zwischen Mensch und Nicht-Mensch eröffnet. Abhängig von der vorherrschenden Ontologie wird das Kollektiv nach Descola (2006b: 9 ff.) jeweils anders definiert.

1. Beim Animismus haben Menschen und Nicht-Menschen jeweils ihre eigenen Kollektive und treten miteinander in egalitäre Beziehungen.
2. Beim Naturalismus wird davon ausgegangen, dass nur Menschen in Kollektiven leben. Nicht-Menschen gehören hingegen zur Domäne der Natur, d.h. einem Bereich außerhalb des Kollektivs.
3. Beim Totemismus teilen sich Menschen und Nicht-Menschen das gleiche Kollektiv, wobei die Zugehörigkeit zu einem Ort der allverbindende Faktor ist. Sie müssen aber mit anderen Kollektiven in Verbindung treten, um funktionieren zu können.
4. Beim Analogismus sind Menschen und Nicht-Menschen gemeinsam in ein hierarchisches, selbst suffizientes Kollektiv eingebunden. Ein Kollektiv erfasst hier eine ganze Lebenswelt und benötigt daher keine Beziehung zu anderen Kollektive. (ebd.)

Wie Interaktionen innerhalb der Kollektive aussehen, behandelt Descola (2006a: 424 ff.) unter Heranziehung der „Modes of Relation“. Diese sind kognitive und emotionale

Strukturen und Dispositionen, welche die praktischen Handlungen leiten. Descola nennt sechs verschiedene „Modes of Relation“. Diese sind der Tausch, der Raub, die Gabe, der Schutz, die Produktion und die Transmission. Diese sind wiederum in zwei Gruppen von Verhältnisarten unterteilt:

- Tausch, Raub, Gabe gehören zu den reversiblen Verhältnissen, während
- Schutz, Produktion, Transmission zu den hierarchischen Verhältnissen gehören.

Abhängig davon, welche Verhältnisarten dominant sind, kann man Rückschlüsse auf die „Modes of Identification“ und letztendlich auf die Ontologie machen (ebd.).

Descola zeigt auf, welche „Modes of Relation“ in welcher Ontologie jeweils dominant sind.

1. Im Animismus sind die reversiblen Formen dominant und legen nahe, dass es sich in der Interaktion zwischen Menschen und Nicht-Menschen um eine eher egalitäre Beziehungsform handelt (ebd.: 536).
2. Im Naturalismus ist die dominante Form zwischen den Menschen der Tausch als eine Marktform. Im Bezug auf Nicht-Menschen kommen die Beziehungsformen Schutz und Produktion vor, wobei das letztere dominant ist (ebd.: 536 f.). Sowohl Schutz als auch Produktion sind Formen eines äußerst hierarchischen Verhältnisses.
3. Im Totemismus ist die dominante Art der Tausch, da diese Ontologie eine egalitäre Beziehungsform voraussetzt (ebd.: 544).
4. Im Analogismus ist die Transmission die dominante Beziehungsart, da sie in einem Weltbild, das die Differenz betont, hierarchische Ordnung und Kontinuität schafft (ebd.: 546).

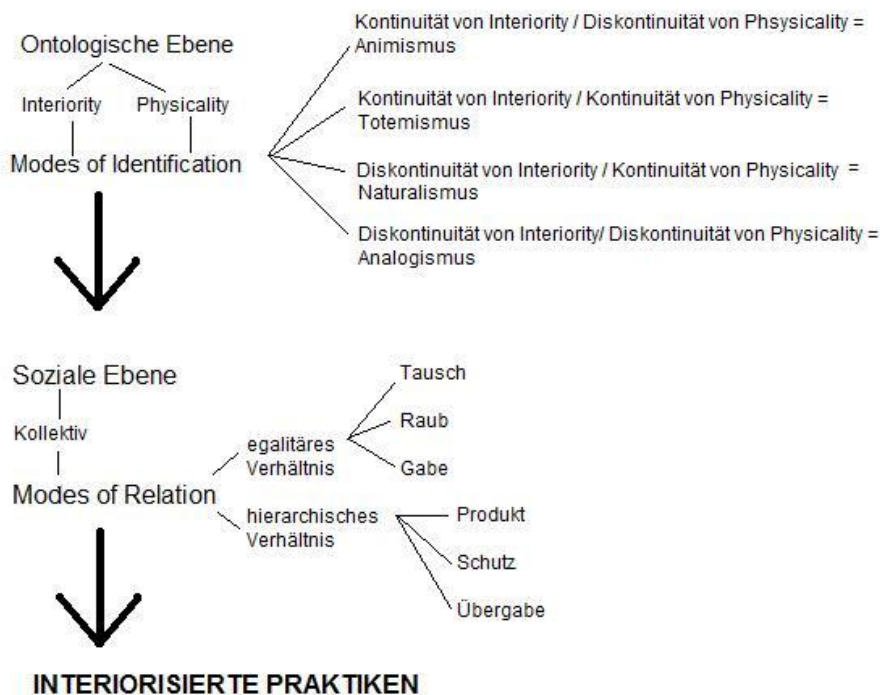
Die Ontologien sind, wie ich bereits erwähnt habe, Idealtypen und kommen in der sozialen Praxis in hybriden Formen vor. Die vier Idealtypen kommen streng genommen in jeder Gesellschaft in unterschiedlicher Ausprägung vor. Um diese Feststellung etwas anschaulicher darzustellen werde ich Descolas (2006a: 322) Erklärung der westlichen Welt in diese vier Ontologien kurz wiedergeben:

1. Die animistische Haltung findet sich hier oft bei Besitzern von Haustieren, die in ihren Tieren beseelte Wesen und soziale Interaktionspartner sehen;
2. Die naturalistische Haltung gilt als die dominante Form, da sie durch die Wissenschaft und Ausbildung propagiert wird. Seit Darwin ist die physiologische

Ähnlichkeit zwischen Mensch und Tier zur Tatsache geworden, aber ob die Tiere ein selbstreflexives Bewusstsein besitzen, bleibt Spekulation;

3. Die totemistische Haltung ähnelt einem tiefen Nationalgefühl, das einen dazu anregt sich den nicht-menschlichen Wesen seiner Heimat näher als Menschen aus anderen Ländern zu fühlen.
4. Die analogistische Haltung ist nach der naturalistischen die bedeutendste für die westliche Welt. Ihren großen Einfluss sieht man gut in der anerkannten Stellung der Astrologie, die Zusammenhänge zwischen dem Verlauf von Elementen der physischen Umwelt, wie Sterne, Planeten etc. und individuellen Schicksalen postuliert.

Eine von mir gestaltete zusammenfassende Graphik von Descolas Konzept soll den analytischen Rahmen dieser Arbeit noch einmal veranschaulichen (Abbildung von Daniela Suchanek):



Die Nicht-Menschen, die in meiner Forschungsfragestellung eine zentrale Rolle spielen, sind die Tiere. Die Interaktion von Menschen mit ihnen und die Deutung, die man von ihnen macht, sollen es mir ermöglichen die dominanten und marginalen Ontologien im Raum des Zoos zu erkennen. Aus diesem Grund möchte ich das Tier als ein Forschungsobjekt der Kultur- und Sozialanthropologie kurz behandeln, bevor ich den eigentlichen Raum der Forschung darstelle.

2.1.3. Das Tier in der Kultur- und Sozialanthropologie

Das Tier spielte in den Theorien der Kultur- und Sozialanthropologie schon immer eine bedeutende Rolle. Die Beziehung zu den Tieren gibt oft Aufschluss über die wirtschaftliche Form einer Gesellschaft, über die rituellen Abläufe, über die Vorstellungen von Kosmos, über die Hierarchie und die Organisation der Gesellschaft etc. Einige der berühmtesten Kultur- und SozialanthropologInnen wie Douglas 1966, Leach 1964, Lévi-Strauss 1963, Evans-Pritchard 1947, Rappaport 1969, Ingold 1988, etc. gaben dem Tier in ihren Forschungen eine zentrale Stellung (Mullin 1999: 202).

In den meisten Fällen, wie die Kultur- und Sozialanthropologin Barbara Noske (1997) kritisiert, wird das Tier und sein Verhalten als Teil der menschlichen Beziehungen mit der äußeren Natur angesehen, anstatt dem Tier selbst einen sozialen Status zu geben. In diesem Sinne beschreiben auch Gingrich und Mader (2002: 3 ff.) die Taten eines Elefanten, welcher Feldern zertrampelt, als ein Naturereignis und benutzen dies als Beispiel, um aufzuzeigen wie verschiedene Gesellschaften jeweils anders reagieren können (Gingrich & Mader 2002: 3 ff.).

Werden die Tiere dennoch als ein Teil der Gesellschaft verstanden, dann stehen ihnen zwei Rollen zu. Lévi-Strauss (1963) unterschied die Bedeutung der Tiere, indem er sie in zwei Kategorien einteilt, in „bons à manger“ oder „bons à penser“. Das Tier kann entweder ein Nahrungsmittel oder ein Symbol sein, wobei Levi-Strauss die zweite Bedeutung besonders hervorhebt.

Daran anschließend unterscheidet Shanklin (1985: 375 ff.) zwei Zugänge zum Tier innerhalb der Kultur- und Sozialanthropologie, um die Bedeutung des Tieres und die Beziehung des Menschen zu ihm zu erkennen. Das sind:

1. Der funktionalistische Ansatz, in welchem das Tier einen materiell-ökonomischen Wert als Nahrungsmittel und Tauschobjekt hat;

2. Der strukturalistische Ansatz, in welchem das Tier die Bedeutung von Metaphern und von Symbolen für soziale Klassifikationssysteme übernimmt (ebd.). Tabus und sonstige sensible Themen werden auch oft durch Tiere ausgedrückt, wie z.B. die sexuelle Aufklärung durch die Metapher der Bienen und Blumen (Tapper 1988: 51).

Dem Kultur- und Sozialanthropologen Tapper (1988: 48 ff.) zufolge können Tiere immer nur eine Bedeutung für das soziale Leben der Menschen haben, jedoch nie als ein sozialer Teil davon betrachtet werden, da sie nicht handeln, sondern behandelt werden.

Meine Forschungsfragestellung reiht sich in diese Tradition ein, da ich die Beziehung zum Tier als eine Metapher für die Beziehung zur Natur verwende, jedoch versuche ich das Tier als einen aktiven Teil dieser Beziehung mit einzubeziehen. In dieser Hinsicht erscheinen die tierbezogenen Kommunikationsebenen, wie sie Wiedemann (2009: 81 ff.) aufstellt, von Interesse zu sein. Diese sind:

1. Die primäre Sozialintention: Hier wird mit dem Tier kommuniziert, wobei dieses zu einem Subjekt innerhalb einer Interaktion wird,
2. Die sekundäre Sozialintention: Hier wird über das Tier kommuniziert, wobei dieses zu einem Trägerobjekt von symbolischen, religiösen, soziokulturellen und anderen Botschaften wird. (ebd.)

Das Aufschlüsseln einer Mensch-Tier Interaktion auf diesen zwei Ebenen kann nur analytisch passieren, da sich in der Praxis diese zwei Ebenen stark beeinflussen und ineinander überfließen (ebd.). Bei der Auswertung meiner Ergebnisse habe ich beide Ebenen berücksichtigt und ausgearbeitet. Die Ebene der primären Sozialintention behandle ich im Kapitel 3.3.3., wobei die tatsächlichen Interaktionen und Verhaltensweisen im Mittelpunkt stehen. Der zoologische Repräsentationsrahmen und die jeweiligen persönlichen Meinungen zu den Tieren, die ich in den Kapiteln 3.3.1. und 3.3.2. behandle, fallen in die Ebene der sekundären Sozialintention.

Für die Darstellung dieser zwei Kommunikationsebenen ist die genauere Definition des Raumes, in dem sie stattfinden, unerlässlich und soll im folgenden Kapitel dargestellt werden.

2.1.4. Der Raum

Die verschiedenen Wissenschaften konstruieren den Raum abhängig von ihren Forschungsgegenständen. Während in der Literaturwissenschaft der Text und in den Medienwissenschaften die Struktur der visuellen Medien als Raum betrachtet werden, wird der Raum in der Kultur- und Sozialanthropologie als ein Mittel für das Konstituieren von Gemeinschaften betrachtet (Cragg&Thrift 2000:1). Dieses Mittel wird auch „das Feld“ genannt und seine Evolution von „field as location“ zu „field as network“ verdeutlicht, wie der Raumbegriff in der Kultur- und Sozialanthropologie gesehen wird (Kokot 2007:18).

Nach einem kurzen Überblick über die Bedeutung vom Raumbegriff in der Geschichte der Kultur- und Sozialanthropologie werde ich das Raumkonzept für diese Arbeit vorstellen.

2.1.4.1. Der Raum in der Kultur- und Sozialanthropologie

Die Kultur- und Sozialanthropologie beschäftigt sich mit dem sozialen Raum, dessen Betrachtung auf Emile Durkheim zurückgeht. Durkheim hat den bewohnten Raum einer Gesellschaft nicht als bloße gegebene physische Umwelt verstanden, sondern als ein Produkt dieser Gesellschaft. In seiner Sozialmorphologie beschreibt er die Erscheinung im Raum als Ausdruck sozialer Interaktionen (Chevron 2001: 137 f.). Auch in der Kultur- und Sozialanthropologie wird der soziale Raum als soziale Konstruktion verstanden.

Bis in die 1990er Jahre herrschte eine Verbindung nicht nur zwischen Raum und Gesellschaft, sondern auch zwischen Raum und Kultur. Diese Verbindung wurden im Zuge von „Writing Culture“ und der Auseinandersetzung mit den Feldforschungsmethoden und dem Forschungsfeld hinterfragt (Kokot 2007: 14). Die Frage war, ob man den Raum einer Gesellschaft und ihrer Kultur als ein geschlossenes physisches Feld wahrnehmen kann. Nach den Debatten in den 1990er Jahren muss diese alte Annahme verneint werden. Kokot (ebd.) sieht die Publikationen von Gupta & Ferguson (1997a, 1997b) sowie Olwig&Hastrup (1997) als ausschlaggebend für das neue Verständnis von Raum in der Kultur- und Sozialanthropologie. Heute kann, wie Schoenfelder (2000 zit. in Kokot 2007: 14 f.) darstellt, keine zwingend gegebene Beziehung zwischen Gesellschaft, Kultur und Raum angenommen werden, da kulturelle Differenzen nicht lokalisiert sein müssen.

Durch diese neue Betrachtungsweise konnten die Probleme in einer globalisierten Welt besser erfasst werden, da man davon ausgeht, dass im Feld nicht die physischen Orte,

sondern Netzwerke von Bedeutung sind. Globale Netzwerke, wie z.B. Migrationsnetzwerke etc., werden in ihrer schaffenden und verändernden Rolle in Kulturprozessen untersucht. In ihnen trifft sich das Lokale mit dem Globalen (ebd.: 15). Kokot (ebd.: 18) betont, dass die Stärke der Kultur- und Sozialanthropologie darin besteht, dass sie trotz des komplexen Geflechts die lokal-soziale Praxis nicht aus den Augen verliert (ebd.). Es sind die Alltagsinteraktionen, wie Hannerz (1996: 27) schreibt, welche die Kultur produzieren und reproduzieren. In ihnen werden die globalen Einflüsse gefiltert und entweder verworfen, verändert oder inkorporiert. In dieser Betrachtungsweise spiegelt sich das Globale nicht im lokalen Alltag, sondern wird erst durch diesen geschaffen. Durch den Fokus auf die Praxis wird das globale Netzwerk erst zugänglich.

Der soziale Raum bietet kein Feld mehr für die Erforschung einer geschlossenen Kultur oder Gesellschaft, sondern ein Feld für die soziale und kulturelle Praxis. Diese Betrachtungsweise stellt die Akteure in das Zentrum der Annäherung. Der Raum wird zu einem Medium und gleichzeitig zu einem Produkt von sozialer Praxis (Kokot 2007:17f). Raum ist in dieser Betrachtung dynamisch und relational, wie auch Bourdieu (1999: 23 ff.) ihn beschreibt. In diesem sozialen Feld bestimmt sich die Beziehung von den Akteuren untereinander und zur Welt durch seine Position im Raum. Der Raum als ein Set an Dispositionen wird durch die Sozialisation verinnerlicht und bildet daraufhin einen Habitus für das Handeln, Wahrnehmen und Denken der Akteure (ebd.).

Die Betonung der Praxis und des Lokalen spielen in der Raumkonstituierung des Tiergartens eine entscheidende Rolle für meine Forschung.

2.1.4.2. Der Wahrnehmungs- und Interaktionsraum

Die interviewten BesucherInnen sind zentrale Akteure für diese Forschungsarbeit im Raum des Zoos. Sie stellen aktive Handelnde dar, ganz im Sinne des Psychologen James Gibson (1979). Dieser Theoretiker bildete durch sein Konzept der „Ecological Perception“ (ebd.) eines der ersten Gegenmodelle zur vorherrschenden „Stimulus-Response-Theorie“ (ebd.). Die letztere Theorie stammt aus der Verhaltenspsychologie und basiert auf der Annahme, dass jede Handlung das Resultat eines externen Reizes sei (Ahmed 2008: 489). In Gibsons (ebd.: 127 ff.) Konzept ist die Handlung das zentrale Element, daher steuert nicht die Wahrnehmung die Handlung, sondern die Handlung beeinflusst die Wahrnehmung von Raum. Jede Wahrnehmung wird so gesehen zu eine Interaktion im und mit dem Raum, da jeder Akteur, wie Gibson (ebd.: 254) betont, seine Umwelt selbst mitkonstruiert.

Bezugnehmend auf meine Fragestellung: „In wie weit fördert der Zoo durch die Wahrnehmungs- und Interaktionsräume der Mensch-Tier Beziehung eine bestimmte Naturvorstellung“, ist der/die BesucherIn zwar der Akteur, aber der Zoo als Raum bildet einen Rahmen für seine/ihre Erfahrungen. Dieses Zwischenspiel zwischen Akteur und dem vorgegebenen Raum ist ein wesentlicher Aspekt zur Behandlung meiner Fragestellung. Daher wähle ich den Zugang der Historikerin Christina Wessely (2003) als Vorbild, die für ihre historische Forschung über den Tiergarten Schönbrunn den Raumbegriff des Philosophen Michel de Certeau (1988) verwendete.

De Certeaus (1988: 11 ff.) berühmtes Werk „Die Kunst des Handelns“ stellt die Aktivitäten der Verbraucher in den Mittelpunkt, indem es die Alltagspraktiken zu der Grundlage der gesellschaftlichen Tätigkeit erhebt. Die Praktiken selber erschließt er aus Erzählungen und Berichten und nennt sie in diesem Sinne „narrative Handlungen“ (ebd.: 217).

Der Philosoph betrachtet hierbei den Konsumenten zwar als einen Beherrschten, dem das Produkt oder die Ordnung der Elite etwas aufzwingen will, aber gleichzeitig keineswegs als einen passiven Verbraucher dieser Produkte und Befolger dieser Ordnung. Das Produkt selbst, gibt, wie de Certeau betont, keinerlei Aufschluss über seine tatsächliche Verwendung, d.h. über die „Handlungsweisen der Konsumenten“ (ebd.: 16). Diese Handlungsweisen oder Taktiken sind eine Vielzahl an Praktiken, durch welche sich der Benutzer den Raum wieder aneignen kann (ebd.), da der Verbraucher nicht einen eigenen Ort hat, sondern stets der dominanten Ordnung anderer unterworfen ist (ebd.: 23). Um das Wirken dieser Handlungsweisen im Raum besser zu veranschaulichen unterscheidet de Certeau (ebd.: 215) die zwei Begriffe: „der Raum“ und „der Ort“ (ebd.: 217). „Den Ort“ definiert der Philosoph als die strikte Ordnung, in welcher alle Elemente einen festen Platz haben und klar voneinander getrennt sind. „Der Raum“ hingegen bringt diese Elemente in Beziehung miteinander und setzt sie in Bewegung. In anderen Worten ist „der Raum“ das Resultat von Aktivitäten, die an „dem Ort“ stattfinden. In diesem Sinne enthält „der Ort“ nur Objekte, während „der Raum“ von Subjekten ausgeht. „Der Ort“ gibt die Grenzen vor, die sich im Raum entweder bestätigen oder zu Brücken umgewandelt werden können (218 ff.).

Verglichen mit der Sprache, wie de Certeau (ebd.: 180 ff.) beschreibt, wäre der Raum der Sprechakt, während der Ort den Text darstellen würde. Erst die Sprache setzt die einzelnen

Wörter miteinander in Beziehung, so wie erst das Gehen die räumliche Ordnung der Stadt sichtbar macht, indem es den vorgegebenen Wegen folgt, Abkürzungen sucht, Umwege macht und Verbote ignoriert (ebd.).

In Bezug auf den Tiergarten definiert Wessely (2003: 38), ausgehend von de Certeaus Theorie, „den Ort“ als die hegemoniale Intention des Tiergartens (ebd.). Diese Ordnung, welche die BesucherInnen wahrnehmen und befolgen sollen, zeigt sich in impliziten und expliziten Handlungsanweisungen. Die expliziten Anweisungen beschreibt Wessely (ebd.: 103) als Verbote, bei denen man sich bewusst entscheiden kann sie zu befolgen oder zu ignorieren. Die impliziten Anweisungen sieht die Historikerin (ebd.) als den unsichtbaren Rahmen der Zooerfahrung, wie die Architektur, die Wegführung, die Bepflanzung, die Anordnung der Tierhäuser, die Sichtachsen in die Gehege etc. „Den Raum“ definiert Wessely (ebd.: 38) als die gelebte Praxis der ZoobesucherInnen. Diese gelebte Praxis wird in der Darstellung meiner Forschungsergebnisse analysiert, aber davor soll die hegemoniale Intention des Tiergartens im folgenden Kapitel genauer betrachtet werden.

2.2. Der zoologische Garten

2.2.1. Das Konzept des Tiergartens

Die zoologischen Gärten der Welt können sich in vielerlei Hinsicht voneinander unterscheiden, wie in der Ausstellungsweise ihrer Tiere, in ihrem Tierbestand, in ihrer Architektur, etc. Ein Tiergarten kann aus diesem Grund nicht allein durch seine Erscheinungsform definiert werden, sondern nur durch die Funktionen, die er für die Gesellschaft erfüllt. Der frühere Direktor des Basler Zoos Heini Hediger, der als Begründer der Tiergartenbiologie und als Vater des gegenwärtigen Zoos gilt, beschreibt in den 1960er Jahren, die vier Hauptaufgaben eines Zoos (Hediger 1977: 45):

1. die Erholung,
2. die Bildung,
3. der Arten- und Naturschutz,
4. die Forschung.

(1) Erste Aufgabe des Zoos: die Erholung

Ein zoologischer Garten nach Hediger (1977: 45) muss als Erstes einen Erholungsraum für

den gestressten Bewohner in der Großstadt bieten. Diese Funktion galt von Anfang an als die vornehmste und wichtigste Funktion eines Tiergartens. Hediger (ebd.) sieht im Menschen einen tiefen „Naturhunger“, welcher, wenn er nicht befriedigt wird, zu psychischen Mangelercheinungen führt. Diese meint er in der Jugendkriminalität und Drogensucht zu erkennen. Daher betrachtet er den natürlichen Erholungsraum nicht als Luxus, sondern als ein absolutes Muss. Er formuliert die Bedeutung eines Zoos daher folgendermaßen:

„Zoologische Gärten sind heutzutage richtige – und oft die einzigen – Brücken zur Natur oder mindestens zu sekundären Naturstätten. Sie stehen sozusagen im Dienste der Psychohygiene des strapazierten Großstadtmenschen“ (ebd.:45).

Wie die WAZA³ (Homepage 2009: URL2) festgestellt hat, ist der Zoo nicht nur für den Menschen ein unentbehrlicher natürlicher Erholungsraum, sondern auch für die Tiere der Großstadt, von denen viele bereits gefährdet sind.

(2) Zweite Aufgabe des Zoos: die Bildung

Die Bildung ist laut Hediger und auch WAZA (1977: 46; Homepage 2009: URL2) die zweite Funktion eines Zoos. Dieser Punkt gewinnt heutzutage immer mehr an Bedeutung und so hat z.B. die EAZA⁴ (Homepage 2009: URL4) in der Beschreibung ihrer Mission die Funktion der Erholung ganz weggelassen und setzt Bildung an die erste Stelle. Die vermittelten Inhalte beinhalten neben naturwissenschaftlichen Fakten über Tieren auch Informationen über Natur- und Artenschutz (Hediger 1977: 46, WAZA Homepage 2009: URL2).

(3) Dritte Aufgabe des Zoos: der Arten- und Naturschutz

Die Dritte Aufgabe des Zoos ist die Förderung vom Naturschutz, wobei diese nicht nur, wie bereits erwähnt, auf dem Niveau der Bildung, sondern auch im Sinne der Werbung verwirklicht werden soll. Denn wie Hediger (1977: 52) meint, würde niemand etwas beschützen wollen, das er nicht kennt. Dank des Zoo wird diese wertvolle Bekanntmachung ermöglicht..

Der Zoo betreibt auch Naturschutz auf der praktischen Ebene, d.h. er kooperiert mit Naturschutzorganisationen, nimmt bedrohte Tierarten in Schutz und züchtet diese für die Wiederauswilderung. Schutz, Zucht und Wiederansiedlung sind heute unentbehrliche

³Die WAZA ist die World Association of Zoos and Aquaria, die über 1000 Mitglieder hat.

⁴Die EAZA ist die European Association of Zoos and Aquaria, die über 300 Mitglieder in 35 Ländern zählt, (URL:<http://www.eaza.net/about/Pages/Introduction.aspx>)

Tätigkeitsbereiche jedes modernen Zoos (ebd.: 55 f., WAZA Homepage 2009: URL2).

(4) Vierte Aufgabe des Zoos: die Forschung

Die Forschung soll den Schutz bedrohter Tierarten in seiner Effektivität steigern (ebd.).

Diese vier zitierten Hauptaufgaben des Zoos sind heute noch aktuell, doch ihr Stellenwert ändert sich. Dies zeigt sich in den drei Funktionen, welche die WAZA (Sommersacher & Schratter 2002: 277) jedem von ihr anerkannten Zoo vorschreibt. Diese sind:

1. Die aktive Unterstützung bedrohter Arten in ihrem natürlichen Lebensraum,
2. Die Mehrung wissenschaftlicher Kenntnisse zum Nutzen des Naturschutzes,
3. Die Förderung des öffentlichen und politischen Bewusstseins für Naturschutz, der verträglichen Nutzung natürlicher Ressourcen und „der Schaffung eines neuen Gleichgewichts für Mensch und Natur“.

Der Aspekt der Erholung ist hier verschwunden und der Aspekt der Bildung wird auch nur mehr mit dem Natur- und Artenschutz in Verbindung gebracht. Marvin und Mullan (1998: xii²) zufolge sind moderne Zoos dazu gezwungen, den Naturschutz über alle anderen Aspekte herauszuheben, da nur dieser heute ihre Existenz berechtigt. Nur dieser befreit den Zoo von seinem alten Image, ein Ort für Unterhaltung auf Kosten der Tiere zu sein, und macht ihn zu einem Teil der globalen Bewegung für die Erhaltung der Biodiversität (ebd.). Anhand dieser neuen Schwerpunktsetzung könne man fast den Eindruck gewinnen, der Zoo sei bereits mehr eine Einrichtung für die Tiere selbst als für den Menschen. Aus diesem Grund ist es wichtig, den zoologischen Garten als eine kulturelle Einrichtung zu begreifen, die historisch gewachsen und in einen soziokulturellen Kontext eingebettet ist.

Der Historiker Cornelius Holtorf (2008: 352) sieht den Zoo als ein Produkt der globalen westlichen Vorherrschaft und als eine Einrichtung, die diese Dominanz weiter propagiert. Der Zoo konnte sich nur aufgrund der Eroberung und der Kolonialisierung von außereuropäischen Gebieten überhaupt erst entwickeln. Der Zoo war in diesem Sinne durch seinen Tierbestand und ihre Vermarktung ein Ausdruck und Befriedigung des Exotismus der in dieser Zeit vorherrschend war (ebd.). In Anbetracht dieser Tatsachen überrascht es nicht, wie Marvin und Mullan (1998:xxii) aufzeigen, dass auch der Zoo mit der weitgehenden Unabhängigkeit der Kolonien nach einem neuen Image suchte und dies in Hinwendung zum Naturschutz auch fand (ebd.). Neben der vorherrschenden westlichen Dominanz, die für seine Entwicklung nötig war, übt der Zoo selbst dadurch Macht aus, indem er die westliche taxonomische Ordnung der Tierwelt als ein universelles und ahistorisches Faktum darstellt (Holtorf 2008:352).

Die Botschaften des Zoos an sein Publikum sollten ständig ergründet und hinterfragt werden, da dieser eine äußerst anerkannte Institution darstellt. Sie widerspiegelt nicht nur gängige Wertvorstellungen der Gesellschaft, sondern kann auch neue Entwicklungen fördern. Laut WAZA (Homepage 2009: URL2) zählen die 1300 weltweit anerkannten Zoos ca. 600 Millionen BesucherInnen jährlich. Die 200 anerkannten Zoos in Europa werden jährlich von ca. 100 Millionen BesucherInnen genutzt. In der 200 Jahre alten Geschichte des modernen Zoos wurde eine große Bandbreite an Botschaften vor dem Hintergrund von konkreten historischen, politischen und soziokulturellen Gegebenheiten vermittelt. Der Historiker Ash (2008: 12 f.) erkennt das Design der Zooarchitektur als einen klaren Hinweis auf die sich verändernden Ideologien, die diese Botschaften formten. Das unsichtbare Fundament des Zoos kann demnach über die sichtbaren Bauten ermittelt werden. Auf diesen Umstand soll im folgenden Kapitel darauf Bezug genommen werden.

2.2.2. Die historische Betrachtung der zoologischen Gärten

Eine gewisse Bewunderung für die Tierwelt scheint dem Menschen inne zu wohnen, aber ob sich diese Bewunderung in einer Trophäenjagd oder in Artenschutz manifestiert, unterliegt soziokulturellen Werten, die den Kontext für eine Begegnung mit dem Tier schaffen. Der Zoo gibt diesen Werten ein architektonisches Gesicht, wie der Architekt und Direktor des Melbourners Zoos David Hancocks (vgl. 2001:5) erklärt. Hancocks vielzitierte historische Beschreibungen des Zoos beschäftigen sich mit der Verbindung von Architektur und ideologischer Botschaft, so z.B. in seinem berühmten Werk „A Different Nature“ (2001).

Das zweite wichtige Werk, das für diese historische Darstellung herangezogen wird, ist „Zoo Culture“ von Marvin und Mullan (1998: 47), ein Klassiker und einer der ersten Werke, die das Thema Zoo soziologisch behandelten. Die Soziologen betrachten das ideologische Fundament hinter der Gestaltung der Gehege als grundlegend für die kulturellen und historischen Konstruktionen des Tieres und seines Lebensraumes. Es zeigt, wie der Mensch versucht, das Tier als das Andere unter seine Kontrolle zu bringen. Abhängig vom Ausmaß und der Art und Weise dieser Kontrolle über das Tier variiert auch die Wahrnehmung vom Tier bei den BesucherInnen. Der Kontext, in welchem das Tier erscheint, ist viel bedeutender für den Eindruck, den das Tier bei den BesucherInnen hinterlässt, als das Tier selbst es je sein könnte. Ein Zoo verrät stets mehr über die Menschen, die ihn leiten und nutzen, als über die Tiere selbst (vgl. ebd.).

Tierhaltung, die nicht direkt einem wirtschaftlichen Nutzen dient, wie in einem Zoo, ist keine moderne Besonderheit. Es gab eine solche Form der Tierhaltung bereits im antiken Ägypten, im antiken Griechenland und im antiken Rom, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Oft waren sie Teil von Tempelbezirken oder gehörten direkt der herrschenden Oberschicht. Sammlungen von lebenden Tieren dienten zur Machtrepräsentation (Mayer 1985: 186).

Die aktuellen historischen Arbeiten über Zoos, sind sich jedoch darüber einig, dass die Entwicklungsgeschichte der modernen Zoos nicht in den antiken Tempelbezirken anfängt, sondern nicht älter als 200 Jahre ist (vgl. Dittrich 2008: 343; Hancocks 2001: 17; u.a.). Hancocks (2001: 17 f.) macht darauf aufmerksam, dass der heutige zoologische Garten auf der Philosophie der objektiven Wissenschaft, der systematischen Analysen und logischen Kategorisierungen im Hinblick auf den Umgang mit unserer natürlichen Umwelt basiert. Durchgesetzt hat sich dieses Ideengebäude im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert (ebd.). Ich beginne in diesem Sinne die historische Darstellung der Zoos bei den Menagerien des 17. Jahrhunderts, als letzte Station vor der Wende zur Entstehung des modernen Zoos.

2.2.2.1. Die Menagerien im 17. Jahrhundert

Im 17. Jahrhundert und im beginnenden 18. Jahrhundert war es für beinahe jedes Königshaus üblich, die eigene Macht durch eine Menagerie zu repräsentieren. Sehr berühmte Beispiele waren die Menagerien in Versailles ab 1662 und in Schönbrunn ab 1752. Der einzige Sinn einer solchen kostspieligen Anlage war der Prestigezuwachs für den adeligen Besitzer (Hancocks 2001: 16). Diese Zurschaustellung der Macht diente also nicht zur Unterhaltung des gemeinen Volkes, sondern bloß als Symbol der eigenen Macht in Konkurrenz mit anderen Königtümern oder Mächtigen (Ehalt 1980: 68).

Bei der architektonischen Anordnung der Menagerien war eine strikte, klare Ordnung sehr wichtig. Von einem Zentrum aus, meist einem Pavillon, erstreckten sich Straßen in alle vier Himmelsrichtungen. Die Pflanzen waren geometrisch angeordnet und auch alle Gebäude unterlagen einer strikten geometrischen Platzierung und Symmetrie (Hancocks 2001: 34 f.). Die Wildtiere befanden sich meist in Einzelhaltung in kleinen Käfigen und wurden aus heutiger Sicht weder artgerecht gefüttert noch gepflegt. Eine sehr kurze Lebenserwartung der Tiere war die Folge (ebd.: 37).

Diese besondere Erscheinungsform der Menagerie ist ein Spiegelbild des damaligen Naturverständnisses, wie Thomas Veltre (1996: 19) beschreibt. Eine Menagerie wurde als ein Mikrokosmos der natürlichen Umwelt betrachtet (ebd.). Bei der Konstruktion der Natur waren folgende Aspekte von Bedeutung:

- Die Einhaltung einer vorgeschriebenen Ordnung,
- Die geometrische Anordnung aller Dinge und
- Das Tier als Bewohner der Natur

Auf diese Aspekte möchte ich gern kurz eingehen.

- Die Einhaltung einer vorgeschriebenen Ordnung:

Die barocke Gesellschaft vergleicht sich gern, so Paul Münch (1992: 66) mit dem Bild der Gestirne am Himmel. Nach dem damaligen Wissen waren die Sterne in einer unveränderlichen Anordnung am Himmel festgesetzt und man ging davon aus, dass würde dennoch ein Stern seinen zugewiesenen Platz verlassen, dies fatale Folgen für das ganze Himmelszelt haben würde. In Analogie mussten Menschen den ihnen zugewiesenen Platz akzeptieren um das Gemeinwohl der ganzen Gesellschaft nicht zu gefährden. Eine strikte Hierarchie und extreme Ungleichheit war für die Aufrechterhaltung dieser gottgewollten Ordnung notwendig (ebd.). Das Zentrum der Menagerie stand für den Monarchen, dem - diesem Weltbild zufolge - auch alle Nicht-Menschen Untertan waren. Diese hierarchische Sichtweise wurde auf die Tierwelt übertragen. Der Löwe war der König der Tiere, der Adler der Fürst des Himmels und der Wal der Fürst der Meere (Hancocks 2001: 27).

- Die geometrische Anordnung aller Dinge:

Die Natur Europas glich in dieser Zeit noch einer von Raubtieren bevölkerten Wildnis. Diese Raubtiere waren direkte Konkurrenten der Menschen um die Ressourcen und sie konnten ihnen sogar gefährlich werden. Die Natur wurde als wild, gefährlich, bedrohlich und chaotisch wahrgenommen. Im Gegensatz zu heutigen ästhetischen Vorstellungen beschrieben intellektuelle Reisende des 17. Jahrhunderts die Alpen als sehr hoch und hässlich und die Scottish Highlands als sehr weitläufig und hoffnungslos steril (Keith 1983: 257 f.). In den Menagerien brachte man Ordnung in die Natur, indem diese geometrisch und symmetrisch anordnete waren. Die Wildnis wurde so zivilisiert, kultiviert, dominiert und letztendlich ästhetisiert (Hancocks 2001: 34).

- Das Tier als Bewohner der Natur:

Die Bewohner dieser Landschaften befanden sich in der Ordnungskette weit unter den Menschen. Ab dem Mittelalter fand eine starke anthropozentrische Wende statt, wie Hancocks meint (2001: 19 f.). So weist er darauf hin, wie man davon ausging, dass Läuse eine bloße Ermutigung für den Menschen waren sich zu waschen. Das das Leben von Rindern und Schafen verstand man als Frischerhaltung von Nahrung und Singvögel waren nach dieser Vorstellung als Unterhalter für den Menschen geschaffen worden (ebd.). Auf dieser ideologischen Basis hatte der Mensch also das Recht nicht nur alles zu nutzen, sondern dieser Nutzen wurde als der einzige Existenzgrund der Tiere betrachtet. Daher war es verständlich, wenn artgerechte Haltung in den Menagerien jenseits der Realität lag. Der Philosoph Francis Bacon fasst diese Grundideologie seiner Zeit in folgendem Zitat sehr treffend zusammen:

„For the whole world works together in the service of man; and there is nothing from which he does not derive use and fruit (...) insomuch that all things seem to be going about man,s business and not their own.” (Bacon 1684 zit. in Pepper 1996:145)

Hancocks (2001: 23 f.) betont, dass diese anthropozentrische Sichtweise alle Bereiche betraf: So waren die Lebensgewohnheiten der Tiere selbst in dieser Zeit nicht von Interesse. Die Wissenschaft des 17. Jahrhunderts beschäftigte sich mit ihrem Wesen nur mit dem Ziel herauszufinden, was denn den Menschen so besonders mache (ebd.). In den Menagerien war das Leben der Tiere von rein anthropozentrischen Motivationen geleitet, denn sie galten als lebendige Symbole auf zwei Ebenen:

1. Die Tiere in den Menagerien galten als die Repräsentanten ihrer Art, welche wiederum als Manifestation einer Reihe von Eigenschaften verstanden wurden. Der Löwe stand beispielsweise für Mut und Tapferkeit und galt als der König der Tiere. Daher war er besonders wertvoll für jegliche Sammlung (Giese 1962: 37).
2. Der Besitz eines Löwen stand andererseits für die internationalen Kontakte oder das sich weit erstreckende Einflussgebiet seines Besitzers (Marvin & Mullan 1998: 116).

Die gottgewollte hierarchische Ordnung der Welt, sowie der tiefe Anthropozentrismus wurden im Laufe des 18. Jahrhunderts durch das Aufkommen der Naturwissenschaften

hinterfragt. In dieser Ära fand die Entstehung des modernen Zoos statt (Hancocks 2001: 32 f.).

2.2.2.2. Die Ideologische Entstehung des Zoos im 18. Jahrhundert

Als Geburtsstunde des modernen Zoos gilt die Eröffnung des Londoner Zoos im Jahre 1828 (ebd.: 43). Hancocks (2001: 43 f.) zufolge haben die Entwicklungen in drei Bereichen den Zoo als Institution vorbereitet: Diese waren das Entstehen der Naturwissenschaft, das Aufkommen von neuen Ästhetikvorstellungen und das Aufkommen der Allgemeinbildung.

Das Entstehen der Naturwissenschaften:

Die Theorie des schwedischen Botanikers Carl von Linné im Jahre 1730 über die Klassifikation der Fauna und Flora gewann im Laufe des 18. Jahrhunderts immer mehr an Bedeutung. Sie wurde in den intellektuellen Kreisen hochgepriesen und propagiert (ebd.: 25). Das Klassifikationssystem von Linné machte es dem Menschen möglich die Natur unter seine Kontrolle zu bringen, aber es zeigte ihm auch, dass er nicht die Krönung der Schöpfung war. Hancocks (2001: 27) schreibt sogar, dass Tiere und Menschen ab nun gemeinsam in einem Netzwerk gesehen wurden (ebd.). Diese neu entdeckte Ordnung verdrängte das Bild der Natur als Chaos und ersetzte sie durch ein harmonisches Bild, da jedes Wesen in diesem Netzwerk seinen spezifischen Platz bekam. Denn Gott, so hieß es, wolle den Wettstreit unter den Arten so gering wie möglich halten. Diese neue friedliche Natur stand in großem Kontrast zur gefährlichen Wildnis à la Thomas Hobbes (siehe hierzu Pepper 1996: 171). Die Natur blieb in dieser Vorstellung weiterhin eine gottgewollte Ordnung, aber diese wurde nicht mehr durch den Monarchen verkörpert, sondern in den Gesetzen der Natur gesucht. Erst durch diese neue Sichtweise wurden Tiere an sich als Objekte der Forschung interessant. Ihr Verhalten oder physiologische und morphologische Struktur waren nun Mittel um das Naturgesetz und somit Gottes Schöpfung entziffern zu können (Hancocks 2001: 39).

Das Aufkommen von neuen Ästhetikvorstellungen:

In Großbritannien änderte sich die negative ästhetische Bewertung der Wildnis im Laufe des 18., aber vor allem des 19. Jahrhunderts. Hierfür waren, nach dem Geographen David

Pepper (1996: 219 f.) zwei Faktoren ausschlaggebend: Die Veränderungen der heimischen britischen Natur einerseits und andererseits die Berichte über die Natur in den Kolonien.

Die Veränderungen der Natur in England im 18. Jahrhundert sind darauf zurückzuführen, dass die Landwirtschaft das britische Landschaftsbild stark zu verändern begann. Weitere drastische Veränderungen kamen im Zuge des 19. Jahrhundert mit der Industriellen Revolution. Als eine Antwort auf diese Veränderungen entstand die Romantik als intellektuelle Bewegung (ebd.: 219). Die Wildnis wurde zu einem Symbol für spirituelle Reinheit, für Freiheit und für Schönheit (vgl. Hancocks 2001: 29 ff., siehe hierzu auch Pepper 1996). Die ästhetische Bewunderung für die ungezähmte und ungeordnete Natur manifestierte sich im informellen englischen Gartenstil, der sich in den Städten durchsetzte. Die britische Wildnis war wegen Ausrottungskampagnen bereits sehr tierarm geworden. Raubtiere gab es nicht mehr (ebd.: 31 f.). Zugleich führte aber die neue Hochhaltung der Wildnis auch zur Aufwertung der Wildtiere und zur Einsicht, dass viele von ihnen bedroht waren. So wurde im Jahre 1824 die „Royal Society for the Prevention of Cruelty to animals“ ins Leben gerufen und von anderen europäischen Ländern bald kopiert (ebd.: 41).

In den Berichten über die Natur in den Kolonien stand die Wildnis aber auch für Abenteuer. In den berühmten Werken der damals boomenden Abenteuerromane wurden die Ideen des Philosophen Jean Jacques Rousseau mit den Erzählungen über neu entdeckte Orte in den Kolonien vermischt (ebd.: 42). Tropische Regenwälder und Inseln wurden, wie Pepper (1996: 168) betont, zu Paradieslandschaften idealisiert, während die Menschen, die dort lebten, entweder ignoriert, verkindlicht oder mythisiert wurden.

Das Aufkommen der Allgemeinbildung:

Im 19. Jahrhundert hat die Industrielle Revolution eine stark wachsende Mittelschicht hervorgebracht, in welcher Bildung hoch geschätzt war. Hancocks (2001: 38) vertritt die Ansicht, dass im 19. Jahrhundert sich alles um die Verbesserung des Lebens durch mehr Produktivität, bessere Techniken etc. drehte. Auch die Menschen waren dazu angehalten sich durch Bildung zu „verbessern“. Dabei galten die Naturwissenschaften als Hauptquelle des Wissens (ebd.). Eine gewisse Artenkenntnis aus eigener Anschauung, wie Dittrich (2008: 338) betont, die erst der Zoo ermöglichte, galt als ein allgemeines Bildungsgut des neuen Bürgertums.

Die Veränderungen im 18. und 19. Jahrhundert berichten, meinem Erachten nach, die Entwicklung der vier Grundsätze des modernen Zoo, wie man sie bei Hediger (1977) vorfindet. Die Grundsätze sind kurz zusammengefasst:

1. Die Erholung: Die Romantik erkennt die ästhetische Schönheit und spirituelle Reinheit, die der Wildnis innewohnt. In diesem Sinne wird die Natur zu einem wichtigen Ort für das seelische Wohlbefinden und wird als Ort für Freizeitaktivitäten entdeckt (siehe hierzu Pepper 1996).
2. Die Bildung: Damals entstand die Forderung nach Allgemeinbildung im neuen Bürgertum, wobei die naturwissenschaftlichen Bereiche besonders wichtig sind (siehe hierzu Dittrich 2008).
3. Der Artenschutz: Die Wildtiere erfuhren damals zum allerersten Mal eine Aufwertung als wertvolle Wesen und dies schlug sich in der Gründung von Organisationen nieder. Die Idee des Artenschutzes fand bis in die 1960er Jahre keinen Platz in den Grundhaltungen der Zoos (siehe hierzu Hancocks 2001).
4. Die Forschung: Die Naturwissenschaft, propagiert durch Carl von Linné, gewann an Bedeutung und das Tier an sich wurde zu einem interessanten Forschungsobjekt (siehe hierzu Hancocks 2001).

2.2.2.3. Der Londoner Zoo im 19. Jahrhundert

Die Eröffnung des Londoner Zoos im Jahre 1828 gilt als die Geburtsstunde des modernen Tiergartens. Dies war der erste Zoo, der als wissenschaftliche Institution gegründet wurde. Für die breite Öffentlichkeit öffnete er seine Tore erst im Jahre 1850. Eine Welle von Neugründungen wissenschaftlicher Zoos folgte in beinahe allen europäischen Großstädten in kürzester Zeit (Hancocks 2001: 43 ff.).

Hancocks (ebd.: 44 f.) weist darauf hin, dass der Zoo in der Ausstellungsart seiner Tiere Linnés taxonomischen Klassifizierungen folgte. Die Taxonomie als die sichtbare Folge des rationalen und logischen Umgangs mit der Fauna und Flora war das Anliegen des Zoos und das Erreichen einer taxonomischen Vollständigkeit das Ziel. Durch diese Präsentationsweise wollte der Zoo seinen Bildungsauftrag realisieren und den bisherigen „Sensationalismus“ durch den Rationalismus der Naturwissenschaften ersetzen (ebd.). Die Sensation ist jedoch nie aus den Zoos verschwunden, wie der Historiker Nigel

Rothfels (2008: 208) betont, sondern es entstand eine Mischung aus Natur- und Vergnügungspark.

Während das Tier in den Menagerien sein Dasein als lebendes Symbol fristete, wurde es jetzt im Zoo zu einem Repräsentant seiner Art. Aber die Einzelhaltung blieb weiter Standard und die Lebensbedingungen änderten sich kaum (Wessely 2000: 14). Als typische Exemplare ihrer Spezies hatten die Zootiere die Aufgabe sich von WissenschaftlerInnen erforschen und vom Publikum bestaunen zu lassen. Der Zugang zum Tier blieb weiterhin anthropozentrisch, wie der Historiker Rothfels (2008: 209) anhand der Behandlung kranker Tiere zeigt. So erzählt er, wie das Zoopublikum sich über ein kränkendes Tier sofort aufregte, aber nicht aus Sorge um das Tier, sondern, weil man Krankheit nicht sehen wollte. Kranke Tiere konnten nicht als Repräsentanten ihrer Spezies dienen und wurden ersetzt (ebd.). Im 19. Jahrhundert gab es auch einige Tiere, die sogar Namen erhielten und sich großer Berühmtheit und Beliebtheit beim Publikum erfreuten, wie Jumbo, der erste Elefant des Londoner Zoos. Die Art und Weise, wie man mit ihm umging, zeigt den anthropozentrischen Zugang, wie er zu dieser Zeit üblich war. Jumbo war als Jungtier in der Wildnis gefangen und seitdem von Institution zu Institution weiterverkauft worden. Er wurde nie artgerecht gehalten. Der Londoner Zoo vermarktete ihn zuerst als eine lebende monströse und nach seinem Tod als eine ausgestopfte Kuriosität weiter (Hancocks 2001: 5).

Das fehlende Wissen über alle Bereiche der tierischen Existenz kann nicht nur darauf zurückgeführt werden, dass es dieses Wissen nicht gab, so wie es Dittrich behauptet (vgl. Dittrich 2008: 337). Wie Hancocks (2001: 5) anführt studierte der Zoologe Robert Garner (1896) im 19. Jahrhundert Gorillas und Schimpansen in freier Wildbahn. Dennoch galten Primaten in dieser Zeit als äußerst gefährliche Kreaturen. Aus diesem Grund wurden sie hinter dicken Eisenstäben gehalten. Denn es herrschte der Glaube, sie würden sofort alle Frauen vergewaltigen, wenn sie frei kämen (ebd.).

Die Annäherung an das Tier als eigenständiges Lebewesen war für die Zoos und ihr Publikum zum damaligen Zeitpunkt nicht von Interesse. Die Menschen im 19. Jahrhundert, geprägt vom Kolonialismus und Entdeckungsreisen waren weniger daran interessiert das Natürliche, als vielmehr das Aufregende im Zoo zu sehen, das Fremde und Exotische, wie es auch das Zoodesign dieser Zeit verrät (Marvin & Mullan 1998: 50).

Mit seiner naturnahen Gehegegestaltung folge der Londoner Zoo dem informellen Gartenstil, der von Abenteuerromanen à la Rousseau inspiriert war (Dittrich 2008:336). Die Gehege erinnerten an rustikale Almhütten oder ländliche Bahnhöfe, d.h. das abenteuerliche Naturerlebnis stand im Vordergrund (Hancocks 2001: 51). Die meisten europäischen Zoos konzentrierten sich auf die Vermittlung von Exotik und Fremdheit. Ein solches Konzept entstand in Deutschland, im Berliner Zoo, unter dem Zoodirektor Heinrich Bodinus im Jahre 1869 und verbreitete sich schlagartig über ganz Europa (ebd.: 58). Dittrich (2008: 336) nennt folgende Gründe für den Erfolg dieses Konzeptes: die Erlebnisberichte aus den Kolonien, die Gründung von Nationalstaaten und die damit verbundene Wertschätzung von Geschichte. Unter diesem Einfluss wurden in einigen Zoos die Gehege von Straußvögeln zu altägyptischen Tempeln, die von afrikanischen Elefanten zu asiatischen Pagoden und die von Giraffen zu Moschee-ähnlichen Bauten umgestaltet (ebd.).

Die Vermischung von einem einerseits exotischen und andererseits streng wissenschaftlichem taxonomischen Stil hielt sich dominant bis Anfang des 20. Jahrhunderts, aber dieser wurde von den Innovationen des Carl Hagenbeck allmählich abgelöst.

2.2.2.4. Das 20. Jahrhundert

2.2.2.4.1. Die Revolution des Carl Hagenbeck

Der Zoodirektor Carl Hagenbeck ist unumstritten eine der wichtigsten Personen in der Geschichte des Zoos. Allgemein berühmt wurde er durch seinen Zoo in Stellingen im Jahre 1907, denn dieser war der erste gitterlose Zoo. Carl Hagenbeck war vor der Gründung seines Zoos Tierhändler gewesen und als solches hatte er die Gegenden der Welt, aus welchen er die Tiere holte, bereist (Marvin & Mullan 1998: 51). In seinem Zoo wollte er die Tiere so zeigen, wie er sie in der Wildnis gesehen hatte, ohne Gitter und in einer naturnahen und weiträumigen Umgebung. Neben dem positiven Erlebnis der BesucherInnen, welche Dank seinem Konzept, freie Tiere sehen konnten, lag ihm nach eigenen Angaben das Wohlergehen der Tiere genauso am Herzen (Hagenbeck 1910 zit. in Hancocks 2001: 66).

Für seine BesucherInnen erschuf er ein naturnahes Setting mit quasi frei laufenden Wildtieren. Die sichtbare Trennung zwischen Mensch und Tier war somit verschwunden,

aber auch die Trennung zwischen den Tierarten. Hagenbeck und sein Architekt Urs Eggenschwyler wollten den Menschen den Eindruck verschaffen, sich in einer natürlichen Landschaft wie z.B. einer Savanne zu befinden und nicht in einem Zoo. Um diesen Effekt zu erzielen, wurden die Tiere wie auf Theaterbühnen auf unterschiedlichen Höhen in einer Weise angeordnet, dass sie zusammen eine szenische Landschaft bildeten. Das taxonomische Ausstellungsprinzip verlor hier seine Bedeutung und wurde vom sogenannten geographischen Modell abgelöst. Hagenbecks Konzept wurde zu einem großen Erfolg und prägt bis heute die Gestaltung der Tiergärten, obwohl er anfangs als unwissenschaftlich betrachtet wurde und daher nur widerwillig von anderen Zoos kopiert wurde (Hancocks 2001: 62 ff.).

Abgesehen von diesen gestalterischen Veränderungen schätzt ihn die Tiergartenbiologie vor allem für seine Bemühungen, tropische Tierarten in Mitteleuropa zu akklimatisieren. Vor Hagenbecks Bemühungen hielt man Freiluftgehege für tropische Arten nicht für möglich. Hagenbeck setzte mit seinem Konzept, wie Dittrich (2008: 40) betont, die ersten Schritte in die Richtung, das Tier als ein eigenständiges Lebewesen zu betrachten und dem entsprechend zu pflegen.

Der Zoopädagoge Robert Pies-Schulz-Hofen (2002: 18) warnt aber davor, Hagenbecks Einfluss über zu bewerten, da man nicht von einer schlagartigen Verbesserung der Haltungsbedingungen sprechen kann. Viele Zoos übernahmen Hagenbecks Vision nicht nur widerwillig, sondern auch nur teilweise, indem sie die Gitter nur mit Gräben ersetzten. So wurde der geringe Raum, der den Tieren zustand, durch die Gräben oft noch verkleinert. Attraktion und Unterhaltung des Publikums standen in den meisten Zoos weiterhin über den Bedürfnissen der Tiere (ebd.). Aufschlussreich in dieser Hinsicht ist das Paviangehege auf Monkey Hill im Londoner Zoo im Jahre 1928. Die Paviane hatten zwar ein geräumiges Freiluftgehege, jedoch war die artgerechte Zusammensetzung der Gruppen nicht bekannt. In der freien Wildbahn lebt ein dominantes Männchen in einer Gruppe, die aus Weibchen und jungen Männchen besteht. Die Population im Londoner Zoo zählte um die 100 Paviane mit nur sechs Weibchen. Die Tiere befanden sich vom Anfang an in einem blutigen Krieg, sodass innerhalb von zwei Jahren die Population halbiert wurde. Der Zoo sah darin einen hohen Aktivitätsgrad der Tier und damit eine Sensation für die Besucher. Die toten Tiere wurden ersetzt und für die nächsten zehn Jahre änderte sich nichts an den Haltungsbedingungen (Hancocks 2007: 107).

Carl Hagenbeck ist, so sehr er auch die Einstellungen zu Wildtieren veränderte, wie Hancocks (2007: 97) betont, den Forderungen seiner Zeit gefolgt. Gitter wurden am Anfang des 20. Jahrhunderts zu einem großen Problem, da Aufnahmen, die Bilder von Wildtieren in fernen, aber vor allem natürlichen Umgebungen zeigten, nun eine breite Bevölkerungsgruppe erreichten. Der Zoo mit seinen Gitterstäben bildete einen zu großen Kontrast zu diesen Bildern (ebd.). Hagenbeck hatte durch sein neues Design diesen Kontrast aufgehoben, aber laut dem Historiker Nigel Rothfels (2008: 213 ff.) liegt seine Innovation nicht darin, dass er die Gitter wegließ, sondern darin, dass er sie mit einer Narration von Frieden und Freiheit ersetzte. Sein Zoo repräsentierte eine Paradiesvorstellung von Natur mit „freien Tieren und zufriedenen Menschen“ (ebd.: 213). Ab diesem Zeitpunkt kam in der Zoogeschichte das Argument auf, wonach die Natur in den Zoos doch viel besser für die Tiere wäre, als die tatsächliche Wildnis (ebd.: 213 ff.).

Hagenbeck brachte Menschen aus nicht-westlichen Gesellschaften nach Deutschland, um sie gemeinsam mit Tieren auszustellen. Die ersten, die er kommen ließ, waren aus der Gesellschaft der Sami aus Norwegen. Dieser Aspekt seines neuen Konzepts zeigt das weiterhin dominierende Verlangen nach Exotik äußerst deutlich. Hagenbeck selbst beschrieb diese Sami-Familie als völlig unberührt von jeder Zivilisation, als exotische und vollkommen fremde Menschen. Er wusste, dass sein Publikum damals am Anfang des 20. Jahrhunderts von einer solchen Schaustellung begeistert sein würde (Hagenbeck 1909: 16). Die exotischen Bauten wurden zwar von naturnahen Darstellungen ersetzt, aber die Befriedigung der Sehnsucht nach Exotischem bekam nur ein neues Gesicht durch die zur Schaustellung von Menschen aus anderen Gesellschaften.

Die Historiker sind sich heute weitestgehend darüber einig, dass die Hinterlassenschaft Hagenbecks für die modernen Zoos die Narration von einer Natur als Paradies, d.h. als ein friedlicher Urzustand von Mensch und Tier ist. Obwohl es aus heutiger Sicht undenkbar ist, dass Menschen direkt neben den Tieren ausgestellt werden, bleibt der Zoo für Narrationen von Menschen aus nicht-westlichen Gesellschaften als edle Wilde sehr anfällig. Diese werden immer noch auf Postern als Menschen und Gesellschaften, die in einem harmonischen Naturzustand ohne Geschichte oder Entwicklung leben, dargestellt (Holtorf 2008: 349).

In den 1930er Jahren wurde das Hagenbecksche Konzept wieder weitgehend verworfen und es begann die sogenannte Desinfektions-Ära der Zoos. In diesem Zusammenhang ist

von der Badezimmerästhetik die Rede. Die zoologischen Gärten werden im Zeichen der Fortschrittlichkeit, Helligkeit und hygienischen Sauberkeit anders betrachtet. Die Gehege waren damals absolut steril, die Wände bestanden aus weißen oder hellgrünen Fliesen und der Boden aus hartem Beton und Glas. Diese Gehegegestaltung machte es für die BesucherInnen unmöglich die Geräusche und Laute der Tiere zu hören. Die Anordnung der Gehege erfolgte wieder eher auf der Grundlage des taxonomischen Prinzips und sie wurde entlang von langen geometrischen Reihen angeordnet. Langeweile und Monotonie herrschte hier nicht nur bei den Tieren, sondern in abgeschwächter Form auch bei den BesucherInnen. Die Tiere wurden wegen dieser Haltungsbedingungen apathisch und oft tatsächlich psychisch krank (Hancocks 2001: 74 ff.). Ein großer Publikumsmagnet waren Shows mit Affen, wie die „tea party“ im Londoner Zoo. Hier wurden angezogene Schimpansen in alltägliche menschliche Situationen gebracht und dienten zur Belustigung der BesucherInnen (Hancocks 2007: 102). Das Natürliche ist mit diesem Konzept aus den Zoos wieder bis in die 1970er oder 1980er Jahre weitestgehend verschwunden. Dies wirkte sich in sehr negativer Weise auf die Einstellungen zu den Tieren aus. Die Umfrage der Zoologin Amanda Embury (1992 zit. in Hancocks 2001: 255 f.) im Jahre 1988 im Melbourn Zoo zeigt, dass die dortigen Gorillas, welche in einem Betongehege gehalten wurden, von den BesucherInnen als teuflisch, hässlich, langweilig und blöd beschrieben wurden. Zwei Jahre später wurden die Primaten in ein naturnahes Freiluftgehege, welches den afrikanischen Regenwald nachahmte, umgesiedelt. Bei der nächsten Befragung wurden die Tiere als faszinierend, fantastisch und mächtig beschrieben (ebd.).

Der Grund, warum diese Primaten in ein Freiluftgehege umgesiedelt wurden, findet sich in den Innovationen amerikanischer Zoos der 1970er Jahre, welche die Natur in die Tiergärten zurückholten.

2.2.2.4.2. Die Revolution des Woodland Park

Die allgemeine Aufbruchsstimmung in den 1960er Jahren hinterließ auch bleibende Veränderungen in der Einstellung zur Natur. Das romantische und wissenschaftliche Gedankengut, das die ersten Artenschutzbemühungen im 19. Jahrhundert inspirierte manifestierte sich auf einer breiten Skala in den 1960ern und noch viel stärker in den 1980ern. Begriffe wie Ökologie und Biodiversität fanden Einzug in die Denkweise der Bevölkerung und veränderten den Fokus von Arten- auf Habitatsschutz. Man erkannte, dass Pestizide gefährlicher waren als Wilderer. Die Natur wurde zu einem

interdependenten Organismus erklärt. In diesem Sinne wurde Biodiversität zur höchsten Qualität und ihre Erhaltung zum höchsten Ziel dieser neuen Naturidee erklärt. (Hancocks 2001: 154 f.). Der Begriff der Biodiversität wurde in den 1980er Jahren von den Naturwissenschaften geprägt und 1992 zu einem zentralen politischen Begriff durch die UN Konvention zur Biologischen Vielfalt in Rio de Janeiro erklärt (ebd.: 153 ff.).

Neue Entwicklungen, die die Tierhaltung im Zoo und die Ausstellungsphilosophie veränderten, kamen aus den USA. Besonders erwähnenswert ist der Bronx Zoo. Sein Direktor William Conway hat sich im Jahre 1961 als erster vehement für die Bildung der BesucherInnen in Sachen Naturschutz eingesetzt. Der Bronx Zoo gilt heute noch als vorbildhaft auf diesem Gebiet (ebd.: 111).

Das Ausstellungsexperiment, welches die ganze Zoowelt veränderte und bis heute gültige Standards setzte, geschah aber im unscheinbaren Seattle Woodland Park und nicht im Bronx Zoo. Im Jahre 1976 bekannte sich der Woodland Park zu einer neuen Philosophie, indem hier die Bedürfnisse der Tiere über jene der BesucherInnen gestellt wurden. Als Zeichen für die Umsetzung dieser Einstellung wurde eine Freiluftanlage für Gorillas eröffnet. Erbaut wurde das Freiluftgehege von der seit damals berühmten Landschaftsarchitekturfirma Jones & Jones (ebd.: 113). Diese Firma sieht die Natur in erster Linie als Inspirationsquelle, wie sie das auch in ihrer Werbung verkündet.

„Jones & Jones’ delivery on that promise stems from listening and learning from the land. We tell local truths with carefully chosen tools and materials—honoring the rhythms of nature, culture and community.“ (Jones & Jones Homepage 2009: URL5) .

Jones & Jones errichteten im Seattle Woodland Park das erste Immersionsgehege der Zoogeschichte. Hier gibt es überhaupt keine sichtbare Trennung zwischen dem Bereich der Tiere und dem Bereich der Menschen. In beiden Bereichen befindet sich auch die gleiche Vegetation. Die Tiere können sich vor dem Publikum verstecken und genießen eine große Bandbreite an Beschäftigungsmöglichkeiten. Dieses Konzept ändert die Erfahrung der ZoobesucherInnen grundlegend, da es, wie der Landschaftsarchitekt Jon Coe (1995 zit. in Hancocks 2001: 118), es nennt, die Wende von einer homozentrischen zu einer biozentrischen Ausstellungsart darstellt. Diese neue Präsentationsform der Tiere gewann auch ein neues Publikum, da es den BesucherInnen mehr Respekt für die Tiere als die Gehege, in welchen sie stets sichtbar waren, abverlangte. Die Tiere sind in der Vegetation

oft nur schwer auszumachen und hat der/die BesucherIn sie dann doch erblickt, hatte er/sie das Gefühl etwas Besonderes zu erleben. Das neue Konzept veränderte nicht nur das Tier, welches im Allgemeinen entspannter und aktiver wurde, sondern er machte auch den Menschen zu einem aktiven Teil in einer Mensch-Tier Begegnung, wie Hancocks (2001: 134) dies treffend beschreibt.

„Zoo visitors who once had stood in the grimy corridor of the old ape house, passively gawking or mocking the animal with whoops and shuffling jumps, now stood in small clearings amid dense vegetation and did not shout or howl or, often, even talk, but occasionally whispered to each other, with wonder in their eyes“.

Diese neue Einstellung brachte nicht nur Veränderungen für die BesucherInnen mit sich, auch die Tiere haben ungemein profitiert. Sie wurden als wertvolle lebendige Wesen behandelt, da erkannt wurde, dass die Haltungsbedingungen, wozu die Art des Bodens, die Interaktionsmöglichkeiten, die artgerechte Zusammensetzung der Gruppen, die Beschäftigung durch Futtersuche etc., für die physische und psychische Gesundheit der Tiere absolut notwendig waren. Heute gelten diese und noch weitere solche Aspekte als absolut erforderlich und sind unter der Bezeichnung „Environmental und Behavioural Enrichment“ bekannt (ebd.: 82).

Die sogenannte „Landscape Immersion“ in den Immersionsgehegen, welche nach Jones & Jones konstruiert wurden, ahnen die Natur nach. Das Konzept des „Environmental und Behavioural Enrichment“ erlaubt es den Tieren, ihr natürliches Verhalten auszuleben. Es hat dadurch den Anschein, als ob die Zoos von heute keine anderen Botschaften mehr als die von der Natur und des Natürlichen vermitteln würden. Marvin und Mullan (1998: 52) erinnern daran, dass man diese neue Ära nicht getrennt von der Zoogeschichte sehen darf, da jedes Zoo Design letztendlich ein kulturelles Ideengebäude offenbart.

„However, even when architects attempt such a replica, it is not simply a process of copying item by item the elements in a particular section of that world. Rather that world is perceived and made sense of through a set of cultural spectacles. We must not assume that because numerous zoos are attempting to recreate sections of the natural world that this is a neutral act or can be understood as something set apart from the previous history of zoo architecture. It still reveals one aspect of man's relation to wild animals.“(ebd.)

Welchen Aspekt der Beziehung zwischen Mensch und Tiere diese Naturidee bekräftigt soll, wird das Thema des nächsten Unterkapitels sein, in dem die Naturidee als kulturelles Konstrukt analysiert wird.

2.2.3. Die Naturidee im Zoo des 21. Jahrhunderts

Der Ökologiebegriff hat seit den 1950er Jahren immer mehr die Vorstellung von der Natur geprägt. In diesem Sinne wurde die Natur immer mehr als ein Netzwerk aus voneinander abhängigen Wesen betrachtet. Seit den 1960er und vermehrt seit den 1980er Jahren, wie Hancocks (2001: 145) betont, kam der Naturschutzgedanke auf und der Zoo hat diese neue Einstellung aufgenommen (ebd.). Die exotischen Bauten sind weitestgehend verschwunden und auch Menschen aus nicht westlichen Gesellschaften sind nur hier und da auf Postern im Zoo zu sehen (vgl. Holtorf 2008), aber der Exotismusgedanke ist dennoch weiterhin in zweifacher Weise präsent geblieben:

1. Obwohl heute der Naturschutz im Vordergrund steht, liegt der Schwerpunkt immer noch bei der sogenannten Rettung des Regenwaldes, anstatt auf die Gefährdung der heimischen Arten aufmerksam zu machen. Das weit entfernte bleibt der Fokus der Tiergärten, wie Hancocks (2001: 159 ff.) anhand zahlreicher Beispiele kritisiert.
2. Während die räumliche Entfernung schon immer einen Reiz hatte, den der Zoo in vielerlei Hinsicht befriedigt, so sieht Alexander Wilson (1992: 247), das Aufkommen eines neuen Exotismus in den heutigen Zoos, indem er schreibt:

„Today the exotism of zoos, is the exotism of immanent loss“ (ebd.)

Dieser Aspekt verdeutlicht die Bedrohung der Natur und ihre existenzielle Gefährdung. Denn die Botschaft lautet: Schau es dir noch an, solange es geht.

Die gefährdete Natur ist für die vermittelte Naturidee der Zoos prägend. Naturschutz und vor allem Artenschutz, da es dem Zoo ja primär um die Tiere geht, sind der wichtigste Bestandteil dieser Naturidee.

2.2.3.1. Arterhaltung versus Artenschutz

Der Biologe Stephen Bostock (1993: 127) definiert die Arbeit der Zoos als Artenschutzbemühungen oder „Conservation“, die er von den Arterhaltungsstrategien oder „Preservation“ unterscheidet. Das Ziel der „Preservation“ ist die Erhaltung von etwas in

ihrer puren Existenz ohne jegliche Art von Weiterentwicklung. Im Gegensatz dazu ist genau diese Weiterentwicklung das Ziel von der sogenannten „Conservation“. Hier soll das aktive Leben in der Natur geschützt werden und nicht die individuellen Leben der Tiere (ebd.). Die Natur soll als ein Organismus weiter funktionieren, der seinen eigenen Naturgesetzen folgt. Der Schutz von Individuen steht dem Menschen in diesem Bereich nicht mehr zu, da er seine Gesetze und Moralvorstellungen nicht in diesem Gebiet anwenden darf, wie Hancocks (2001: 174) treffend schreibt:

„If you see your cat stalking a wild bird, you have a moral obligation to intervene and scare the cat away. If you see a cheetah stalking a wild gazelle, your moral right is abrogated. Why? Because one situation is an artificial context – humans have spread the domestic cat around the world – but the other scene is part of Nature, operating on a system that we have no duties to control.“ (ebd.)

Diese Schilderung zeigt die Natur als eine in räumlicher und gesetzlicher Hinsicht vom Menschen getrennte Sphäre. Demnach hat die Natur ihre eigenen Gesetze, in welche sich der Mensch nicht einmischen soll. In dieser Vorstellung scheint der Dominanzanspruch über die Natur aufgegeben worden zu sein, außer wenn es darum geht, diese zu schützen. Um die Natur weiter funktionsfähig zu halten, wird dem Menschen aber sehr wohl zugestanden, dass es in seiner Hand liegt, darüber zu urteilen, welches individuelle Tier- oder Pflanzenleben für das gesamte System wertvoller ist (Marvin & Mullan 1998: xiii²). Die so aufgestellte Werteskala des biologischen Lebens offenbart die Bedeutung von Tieren in unserer Gesellschaft.

2.2.3.2. Die Gründe für des Artenschutz

Die UN Konvention (URL6: UN 1993: 143) über die biologische Artenvielfalt in Rio de Janeiro im Jahr 1992 beschreibt die Biodiversität deshalb als wertvoll, weil diese Konvention davon ausgeht, dass es so etwas wie einen inhärenten biologischen Wert in jedem Lebewesen gibt. Weiters wird die Biodiversität aufgrund ihrer ökologischen, genetischen, sozialen, ökonomischen, wissenschaftlichen, erzieherischen, kulturellen, erholenden und ästhetischen Komponenten von der Konvention geschätzt (ebd.).

Der Zoo setzt seine Aufmerksamkeit auf zwei zentrale Punkte dieser Aufzählung, diese sind der inhärente biologische Wert und der ästhetische Wert. Er versucht den biologischen durch den ästhetischen Wert zu vermitteln. Die anderen Komponenten können vereinzelt

vorkommen, aber nur als Zwischenstationen in der erwähnten Vermittlung (vgl. Hancocks 2001, Bostock 1993).

2.2.3.2.1. Der inhärente biologische Wert

Bostock (1993: 132 ff.) hat den sogenannten biologischen Wert der Tiere in einer neunteiligen Aufzählung als ein Argument für Artenschutz wie folgt definiert.

1. Ein Tier ist ein lebender komplexer Organismus;
 2. Es ist eingebettet in ein komplexes Ökosystem, mit welchem es interagiert;
 3. Jedes Tier hat eine Lebensspanne;
 4. Tiere bilden zusammen Tierarten;
 5. Diese Arten sind in ein biologisches Klassifikationssystem geordnet;
 6. Gene sind die Basis ihrer Existenz und diese modifizieren sich im Laufe der Zeit;
 7. Tiere bilden Populationen oder Gen-pools, die eine lange Evolution hinter sich haben;
 8. Tiere sind Gefühlslebewesen und viele von ihnen haben ein Bewusstsein und sind dazu fähig, Schmerz und Freude zu empfinden;
 9. Viele Tiere haben eine Individualität und einige sogar eine Persönlichkeit.
- (ebd.)

Ausgehend von Bostocks (1993) Definition des biologischen Wertes von Lebewesen möchte ich im Folgenden erörtern, wie der zoologische Garten durch seine Präsentationsweise der Tierwelt eine Werteskala des so definierten biologischen Lebens vermittelt.

So findet man z.B. bei Hancocks (2001: 165) die Idee, wonach der Zoo durch seinen Tierbestand, der sich vor allem aus großen und physisch komplexen Lebewesen zusammensetzt, den Eindruck vermitteln würde, dass diese wichtiger seien als die einfacheren Organismen. Obwohl diese Wertung im Hinblick auf den Naturschutz eher umgekehrt sein müsste, da es primär die kleinen und einfacheren Organismen sind, die für die Erhaltung eines gesunden Ökosystems unentbehrlich sind. Hancocks (ebd.) kritisiert in diesem Sinne auch, dass die Artenschutzbemühungen an großen repräsentativen Arten festgemacht werden, wie z.B. dem Panda. So meint er in diesem Beispiel, dass das Verschwinden des Pandas, zwar traurig sei, aber sein Habitat dadurch nicht zerstört würde

(ebd.). Außerdem gelten Tiere mit hoher Lebenserwartung als wertvoller für den Tierbestand des Zoos, als Tiere mit einer geringeren Lebensspanne (ebd.). Der Zoo vermittelt auf diese Weise nur einen sehr eingeschränkten Eindruck des Lebens der Fauna und Flora, weil dieser von einem Wert ausgeht, der sich aus physischer Komplexität und Besonderheit zusammensetzt anstatt vom biologischen Wert für das Ökosystem.

Die Definition des biologischen Lebens als Zusammenspiel von Genen und Gen-pools, wie Bostock (1993: 132 ff.) es beschreibt, findet sich wieder in der Idee der Artenschutzbemühungen der Zoos wieder. Die Zoos sehen sich durch ihre Zuchtprogramme als Verwalter des Gen-pools ihrer Zoopopulationen, da sie sicher stellen müssen, dass eine Art überlebensfähig bleibt. Holtorf (2008: 355 f.) erwähnt in diesem Sinne einen Qualitätsmaßstab für die Lebewesen der Zoos, welcher von der Reinheit ihrer Gene abhängt. Nachkommen aus Inzucht oder Hybride werden nicht nur so weit es geht in ihrer Entstehung verhindert, sondern auch beseitigt. Die Erhaltung dieser reinen Gen-pools wird durch die optimistische Zukunftsvision von der Wiederauswilderung der Tiere gerechtfertigt (ebd.). Die Artenschutzbemühungen der Zoos haben das Bild einer neuen Arche Noah ins Leben gerufen. Ob dieser Ruf gerechtfertigt ist oder nicht bleibt ein großer Streitpunkt unter den Wissenschaftlern (siehe hierzu Hancocks 2001, Bostock 1993, Poley 1993).

Während die Gene als physische Basis von Lebewesen eine Tatsache darstellen, kann bei Tieren nicht mit der gleichen Sicherheit von einer Individualität oder Persönlichkeit ausgegangen werden. Versuche über die Gefühle von Tiere zu sprechen werden oft als reiner Anthropomorphismus kritisiert. Der Ethiker Peter Singer (1985: 9) schlägt vor, dass man von den physischen Bedingungen auf das Geistige und somit letztendlich auf das Rechtliche schließen soll. So vertritt er die Ansicht, wonach ein Tier, das ein Nervensystem besitzt, auch eine Gefühlswelt hat und somit auch das Recht besitzt nicht verletzt, ausgebeutet oder getötet zu werden (ebd.). Wie der Zoo zu der Gefühlswelt seiner Tiere steht, zeigt der Historiker Cornelius Holtorf (2008: 345 ff.). Er meint, dass der Zoo das Beispiel für ein einzigartiges Verhältnis zu Tieren sei, da er die ökonomische Nutzung der Tiere als Arbeits- oder Nahrungsquelle weitestgehend ausblendet, aber andererseits auch eine Distanz zu den Tieren erschafft, die ansonsten zu Nutztieren üblich ist. Diese Distanz ist das Resultat des naturwissenschaftlichen Anspruches, welchen die Zoos gerne für sich beanspruchen. Dabei sprechen sie sich vehement gegen Vermenschlichung von

Tieren aus. Die einzige Tiergruppe, die vom Zoo selber mit Namen und Gedenktafeln vermenschlicht wird, sind die Primaten (ebd.).

2.2.3.2.2. Der ästhetische Wert

Neben dem Arche-Noah-Mythos, der die Konservierung der Gene der Tiere ausdrückt, beschreibt Rothfels (2008: 224) den Garten-Eden-Mythos, der das Leben der Tiere im Zoo einem Paradieszustand gleichsetzt (ebd.). Die Natur wird als Paradies dargestellt und ist so mit einer primär ästhetisch angenehmen Erfahrung verbunden. In diesem Sinn ermöglicht das Regenwaldhaus im Tiergarten Schönbrunn die Bekanntmachung mit einer Reihe von Tieren, wie Ottern, Vögeln etc., aber es lässt zugleich die Hauptbewohner eines jeden Regenwaldes, dies sind die Insekten, weg. Diese würden wohl das paradiesische Erlebnis stören. Das Schönbrunner Regenwaldhaus befolgt dieses Prinzip durchgehend mit Ausnahme der Fledermaushöhle, wo die ästhetische Erfahrung kurzweilig in ein aufregendes Erlebnis umgewandelt wird.

Diese Wertschätzungsweise von Natur als etwas Schönes und positiv Aufregendes entstand während der Romantik im 18. und 19. Jahrhunderts. Die Romantiker propagierten die Wertschätzung von Landschaften, die keine sichtbaren Einflüsse des Menschen aufwiesen. Das Verhältnis zur Natur sollte von einer primär ästhetischen Erfahrung begleitet sein und nicht vom wirtschaftlichen Nutzen abhängen. Pepper (1996: 221) vertritt die Ansicht, dass die Romantik, die als Elitebewegung angefangen hat, im 20. Jahrhundert auch in der breiten Mittelschicht Verbreitung fand. Der Zoo vermittelt, geprägt vom Gedankengut der Romantik, ein Verhältnis zur Natur, dass es gut heißt die Natur zu bewundern, aber nicht sie zu nutzen. Bostock (1993: 154) geht noch einen Schritt weiter, indem er behauptet, dass der Zoo nicht nur die BesucherInnen dazu anhält die Natur zu schätzen, sondern ihnen durch gut gebaute Immersionsgehege den Willen nimmt die tatsächlichen Gebiete zu bereisen und so zu zerstören.

Der Zoo selbst arbeitet bei der Tierwahl auch sehr stark mit dem Kriterium des ästhetischen Erscheinungsbildes und laut Hancocks (2001), nicht nur der Zoo, sondern die gesamte Naturschutzbewegung. In diesem Sinne schreibt er (ebd.: 153):

„wildlife´ however, does not generate universal appeal. Undeniably, we are drawn to life forms that fit our cultural bias, fascinated by plants and animals that are

showy, colorful, pretty, gigantic, cute, or freakish. Traditionally, we have decided the value of wild places by aesthetic preferences.“

Wie die Landschaften müssen auch die Tiere, die für den Schutz von diesen Habitaten werben, ästhetischen Anforderungen entsprechen. Im Anbetracht dieses Arguments überrascht es nicht, dass der Katta, eine kleine Primatenart, die einzige Spezies Madagaskars darstellt, die es in den Zoo geschafft hat, obwohl 90% der Fauna und Flora Madagaskars gefährdet sind.

Der biologische Wert der Tiere wird im Zoo durch einen ästhetischen Eindruck vermittelt und in welcher Art und Weise diese Vermittlung arbeitet wird im nächsten Kapitel näher behandelt.

2.2.4. Der Zoo als Bildungsstätte

2.2.4.1. Bildung oder Erholung?

Bildung ist bereits seit den 1960er Jahren als der Tiergartenbiologe Hediger (1977: 45) die vier Grundaufgaben eines Zoo - Erholung, Bildung, Naturschutz, Forschung - definiert hat, ein wichtiger Bestandteil jedes Tiergarten Konzepts. Hancocks (2001: xviii) betrachtet diese vier Säulen des Zoos auf eine sehr kritische Art und Weise und kommt zu dem Schluss, dass die Bildung nicht nur die stärkste Säule des Zoos sein soll, sondern auch, dass es die einzige überhaupt ist. Der Faktor der Erholung hat in der heutigen Zeit zwar nicht an Bedeutung verloren, aber sehr wohl an Überzeugungskraft als Argument für die Existenzberechtigung des Zoos. Die Forschung im Zoo behandelt meist Probleme, die die Gefangenschaft der Tiere mit sich bringt und ist daher meist mit der Behebung selbstverursachter Schwierigkeiten beschäftigt. Der Naturschutz, so Hancocks (ebd.) kann auch kein überzeugendes Argument für den Zoo darstellen, da bis jetzt weniger als fünf Arten durch die Zuchtprogramme in Zoos vor dem Aussterben bewahrt wurden. Der Bildungsauftrag hingegen ist, nach Hancocks, deshalb das einzige triftige Argument, das für den Zoo spricht, weil er jährlich sehr viele Menschen auf der ganzen Welt erreicht. Deshalb hätte er ein enormes Potential, die Meinungen und Haltungen der Menschen nachhaltig positiv zu beeinflussen (ebd.).

Hancocks kritisiert allerdings, dass der Bildungsauftrag von den meisten Zoos nicht zielstrebig umgesetzt wird, wie die Studie von Stephen Kellert und Julie Dunlap (1989)

auch zeigt. In ihrer Studie zeigen sie, wie BesucherInnen nach einem Zoobesuch, in den Tieren niedere Wesen sehen. Eine Sensibilisierung für Arten- und Naturschutz kann mit einer derartigen Vermittlung nur schwer erreicht werden (Kellert & Dunlap 1989 zit. in Hancocks 2001: xviii). Andere Studien von Kellert (1984) besagen, dass ZoobesucherInnen im Allgemeinen die Natur und die Tiere zwar gern haben, aber dass sie zugleich sehr wenig über die Tiere und ihre Habitate wissen. Die meisten ZoobesucherInnen begegnen den Tieren eher auf einer emotionalen Ebene. Den Grund dafür sehen Marvin und Mullan (1998: 122 ff.) darin, dass der Zoo seit seiner Öffnung den Bildungsauftrag zu wenig erfüllt, da er für die breite Bevölkerung ein traditioneller Erholungs- und Unterhaltungsort geworden ist. Der Grund weshalb der Tiergarten aber eher ein Unterhaltungsort als ein Bildungsort ist, liegt laut den Autoren, beim Tier selber. Der Zoo bemüht sich darum, einem Museum zu gleichen, indem er sich als Bildungsstätte definiert und dieses Wissen über Tiere auf Infotafeln, durch Führungen und andere Veranstaltungen vermittelt. Jedoch anders als in einem Museum stellt der Zoo etwas aus, das in den Augen der meisten BesucherInnen keiner Interpretation bedarf. Ein Gemälde kann nicht ohne jedes Wissen vollkommen verstanden werden, ein Tier aber anscheinend sehr wohl (ebd.). Der Zoologische Garten kann aufgrund dessen das Wissen, das er vermitteln will, nicht einfach auf die Infotafeln schreiben, sondern er müsste es vielmehr am Tier sichtbar machen.

2.2.4.2. Das Zootier als Träger der Naturschutzbotschaft

In der Darstellung des Zootieres als Träger der Naturschutzbotschaft wird dieses entweder als eine „Leihgabe der Natur“ (Hediger 1965: 118) oder als ein „Botschafter“ seiner in Freiheit lebenden Artgenossen (Pechlaner 2001: 15) verstanden. Kann der Zoo seine Tiere in dieser Weise vermitteln, so hat er bereits viel zum Respekt für das Tier beigetragen. Man geht allerdings davon aus, dass für die Vermittlung dieser Botschaft nicht das Tier selbst das Allerwichtigste, sondern der Rahmen, in welchem es dem Publikum präsentiert wird.

Hancocks (1971 zit. in Marvin & Mullan 1998: 69) unterteilt die Mittel, durch welche pädagogische Botschaften an die BesucherInnen vermittelt werden in fünf Ausstellungsarten. Diese sind:

1. Die systematische taxonomische Ausstellungsart, bei welcher alle Spezies voneinander getrennt und nebeneinander ausgestellt werden. Dieser Zugang

orientiert sich am Museum und will den wissenschaftlichen Vergleich zwischen den Spezies ermöglichen. Die Tiere gelten hier als Repräsentanten einer biologischen Spezies und nicht als Vertreter ihres Habitats.

2. Die zoogeographische Ausstellungsart, bei welcher mehrere Spezies in einem Gehege gehalten werden, welche auch in der freien Wildbahn gemeinsam vorkommen. Das Gehege gilt somit als ein Ausschnitt einer tatsächlich gegebenen geographischen Landschaft.

3. Die habitatbasierte Ausstellungsart trägt die zoogeographische Ausstellung einen Schritt weiter, indem sie die Natur als räumlich grenzenlos darstellt. Sie zeigt mehrere Spezies gemeinsam, die sich ein gleiches bioklimatisches Habitat teilen, wie z.B. die Wüste.

4. Die populärbasierte Ausstellungsart orientiert sich an den Vorlieben des Publikums und nicht an pädagogischen Werten. Hier steht der Liebling des Publikums im Zentrum der Zooanlage.

5. Die verhaltensbasierte Ausstellungsart zeigt Tiere auf der Grundlage von ethologischen Kriterien zusammenausgestellt, z.B. sind dies Tiere, die schwimmen.

Für den Natur- und Artenschutzgedanken bietet sich besonders die habitatbasierte Ausstellungsmethode an, da sie die Verbindung zwischen dem Tier und seiner natürlicher Umgebung herstellt. Dies verdeutlicht, dass das Überleben eines Tieres von der Erhaltung des Habitats, in welchem es lebt, abhängt (Marvin & Mullan 1998: xiv). Pies-Schulz-Hofen (2002: 118) betont in diesem Zusammenhang die Bedeutung der Gehegegestaltung. Das Gehege der Tiere muss den natürlichen Lebensraum glaubhaft vermitteln können. Gelingt diese Gestaltung, so Pies-Schulz-Hofen (ebd.), haben die BesucherInnen das Gefühl glückliche Tiere zu sehen. Erst dadurch kann der Zoo als eine Arten- und Naturschutz fördernde Institution gesehen und letztendlich genutzt werden (ebd.).

Obwohl der Zoo durch die habitatbasierte Ausstellungsart den Natur- und Artenschutzgedanken gut veranschaulicht, entdecken Hancocks (2001: 178) sowie Marvin und Mullan (1998: 68) dennoch ein bedeutendes Versäumnis dieser Präsentationsweise: Der Mensch und seine Interdependenzen mit dem Ökosystem werden nicht erwähnt. Die Natur und ihre Tierwelt bleiben dadurch weiterhin eine vom Menschen getrennte Lebenswelt und der Naturschutzgedanken erscheint als eine Wohltat der Menschen anstatt einer Notwendigkeit (vgl. Hancocks 2001).

2.2.4.3. Die Naturnahe Gehegegestaltung

In den meisten Zoos finden sich zwei Arten von Erlebnisräumen, wenn es um die Vermittlung von naturnahen Settings geht. Neben den naturalistisch anmutenden Anlagen, die den Besucher durch klare Grenzen aussperren, sind die Immersionsgehege, die es dem Besucher ermöglichen den gleichen Raum mit dem Tier zu teilen, immer beliebter. Beide wollen die gleiche Botschaft vermitteln, wecken jeweils andere Emotionen und Handlungsmöglichkeiten für die BesucherInnen.

2.2.4.3.1. Das naturalistische Gehege

Die Gehege in einem Zoo können nur sehr selten völlig naturalistisch sein und wenn es doch gelingt, so meistens nur für kleine oder heimische Tiere. Aus diesem Grund bezeichnet Bostock (1993: 103 ff.) die meisten Anlagen als semi-naturalistisch. Solche Anlagen deuten das natürliche Habitat der Tiere nur an, anstatt es nachzubilden. Bei solchen Gehegen ist es daher vor allem wichtig, dass sie die Teile der natürlichen Umgebung abbilden, welche die Tiere oder Tierverbände nutzen können. Die bereits erwähnten Maßnahmen des „Environmental Enrichments“ sind besonders bei intelligenteren Tieren notwendig. In solchen Fällen soll ihr semi-naturalistisches Gehege sie dazu anregen, ihr natürliches Verhalten auszuleben. Das bedeutet, dass für Tiere, die gerne klettern, es Klettermöglichkeiten geben muss etc. „Behavioural Enrichment“ erfolgt durch die Pfleger und soll das natürliche Verhalten fördern, indem z.B. Futter im Gehege versteckt oder schwer zugänglich gemacht wird, damit das Tier ein Maximum an den ihm eigenen Verhaltensmöglichkeiten ausleben kann (ebd.).

Marvin und Mullan (1998: 71) beschreiben diese Anlage als reich an Aktivität, aber eine Interaktion findet nur zwischen den Tieren statt. Der Mensch ist aus dem Raum des Tieres ausgeschlossen und kann ihr natürliches Verhalten nur von außerhalb beobachten (ebd.).

Neben den Vorteilen, die solche Anlagen für die Tiere mit sich bringen, ist es wichtig, dass sie für den/die BesucherIn auch ästhetisch ansprechbar sind, da wie Salzert (1997: 2) betont, ein gelungener Zoobesuch immer an sich auch eine ästhetische Befriedigung mit sich bringen sollte.

2.2.4.3.2. Das Immersionsgehege

Das Immersionsgehege bemüht sich genauso wie das naturalistische Gehege um die Erschaffung einer Welt, die an das tatsächliche Habitat der Tiere erinnern soll. Der bedeutendste Unterschied zum naturalistischen Gehege liegt nicht so sehr in der Gestaltung als vielmehr in der Art der Grenzsetzung zwischen Mensch und Tier. Hier teilen sich Menschen und Tiere einen gemeinsamen Raum.

Jones & Jones (1982 zit. in Coe 1996: 171), die Erfinder dieses Szenarios, beschreiben sechs Charakteristika dieser Gehegeform. Diese sind:

1. Der Eindruck des natürlichen Lebensraumes des Tieres wird mit Hilfe von Geologie und Botanik simuliert. Der Einsatz von natürlichen Materialien ist hier ausschlaggebend.
2. Der/die BesucherIn befindet sich in einer vielseitigen Landschaft, die ihm/ihr nicht vertraut ist.
3. Der/die BesucherIn darf keine Grenzen zwischen sich und dem Tier wahrnehmen.
4. Im ganzen Bereich soll das Hinunterblicken auf das Tier nicht möglich sein und die Anlage soll im Gegenteil den Respekt vor dem Tier fördern. Das Tier ist der unbestrittene Mittelpunkt dieses Raumes und der/die BesucherIn hat ihm als Eigentümer dieses Areals Respekt zu erweisen.
5. Das Immersionsgehege soll für den/die BesucherIn unüberschaubar bleiben, damit er/sie die Grenzen dieses nicht ausmachen kann. Außerdem ermöglicht diese Begrenzung der Sichtachsen auch Überraschungen, welche sich sehr positiv auf das Erlebnis der BesucherInnen auswirken können.
6. Der Lebensraum des Tieres soll möglichst realistisch vermittelt werden, daher werden nach Möglichkeit authentische Pflanzen und Tiere des jeweiligen Habitats für die Gestaltung verwendet.

Der Immersionsraum erlaubt es den BesucherInnen aktiv zu sein, indem sie sich durch den Lebensraum des Tieres bewegen. Dies ist ein wichtiger qualitativer Unterschied zum Gefühl bei einem naturalistischen Gehege, vor welchem man als BeobachterIn ausgeschlossen bleibt. Hier hingegen entdeckt man die Tiere aktiv und die Begegnung mit dem Tier wird zu einem echten Erlebnis (Ebenhöh 1992: 117). Das Besondere an dieser

Annäherung, wie der Landschaftsarchitekt Jon Coe (1995 zit. In Hancocks 2001:118) beschreibt, sind die multisensorischen Eindrücke, welche bewirken, dass es überwiegend ein emotionales Erlebnis wird. Der Intellekt wird erst an zweiter Stelle angesprochen und somit wird die Botschaft des Naturschutzes primär auf einer emotionalen und erst sekundär auf einer intellektuellen Ebene eindrucksvoll vermittelt. Diese Gehege-Art macht es somit möglich, dass die Natur durch das Ansprechen der Nahsinne: Riechen und Tasten, psychisch und physisch aus nächster Nähe erlebt wird (vgl. Diaconou 2005: 263).

Nachdem nun die Absichten und Vermittlungsstrategien der Zoo-Designer präsentiert wurden, wird im nächsten Kapitel das tatsächliche Erleben der BesucherInnen selber im Mittelpunkt stehen.

3. Empirische Erhebung: Fallbeispiel Tiergarten Schönbrunn

3.1. Methode

Zur Beantwortung meiner Fragestellung - „In wie weit fördert der Zoo, durch den Interaktions- und Wahrnehmungsraum der Tier-Mensch-Beziehung gewisse Naturvorstellungen, am Beispiel des Tiergartens Schönbrunn“ - entschied ich mich dazu, eine Beobachtung und darauf aufbauend qualitative semistrukturierte Interviews durchzuführen. Die Interview bilden den zentrale Methode, da man durch das Interview nicht nur das was die BesucherInnen erlebt haben, sondern vor allem wie sie diese Erfahrungen deuten, erfahren kann(vgl. Atteslander 2010: 74 f.).

Das Ziel war es die Naturvorstellung, welche der Zoo bei den BesucherInnen fördert, in Erfahrung zu bringen und nicht ihr tatsächliches Naturverhalten. Obwohl sich diese zwei Ebenen Vorstellung und Verhalten beeinflussen, muss eingeräumt werden, dass es einen Unterschied zwischen dem Gesagten und dem tatsächlichen Verhalten gibt. Aus diesem Grund kann man durch die erhobenen Meinungen der Befragten, wie Atteslander (2010: 132 ff.) betont, nicht auf ihr Verhalten schließen, sondern auf Meinungsstrukturen, die in diesem Fall den Naturvorstellungen zugrunde liegen.

Die Verwendung teilstrukturierter Interviews gab meinen InterviewpartnerInnen die Möglichkeit ihre subjektive Leseweise der Handlungsräume des Zoobesuches relativ frei wiederzugeben (vgl. ebd.:80). Diese Ungezwungenheit spiegelte sich in der äußerst positiven Gesprächsatmosphäre der Interviews wieder. Die positive Gesprächssituation zeigte sich in der durchschnittlichen Länge von weit über einer Stunde pro Interview.

Ich habe acht BesucherInnen des Tiergartens Schönbrunn in dem Zeitraum von März bis Juni 2009 interviewt. Alle acht besaßen eine Jahreskarte für das Jahr 2009 und haben durch ihre unzähligen Besuche den Tiergarten sehr gut gekannt. Der Zugang zu den potentiellen Befragten erfolgte über das soziale Netzwerk von Bekannten und Freunden. Die Gruppe der acht Interviewten wurde so zusammengestellt, dass möglichst unterschiedliche Sichtweisen wiedergegeben werden konnten. Die Kriterien waren dabei Alter, Beruf und die Art des Besuches. In der folgenden Tabelle wurden alle Namen anonymisiert.

Fiktiver Name	Altersgruppe/Beschäftigung	Form des Besuches
Maria	20-30/ Lehrerin	Alleinbesucherin oder Freundesgruppe
Karl	20-30/ Softwareentwickler	Paarbesuch oder Freundesgruppe
Sabine	20-30/ Studentin	Freundesgruppe
Thomas	20-30/ Verkäufer	Freundesgruppe
Anna	30-40/Hausfrau/Karenz	Mutter-Kind-Besuch oder Freundesgruppe
Peter	30-40/Hausmann/Karenz	Vater-Kind-Besuch oder Familienbesuch
Laura	50-60/ Hausfrau	Familienbesuch
Rene	50-60/ Arzt	Familienbesuch

Außerdem wurde ein Experteninterview mit Mag. Regina Pfistermüller der Kuratorin des Tiergartens geführt, um die offizielle Haltung des Tiergartens wiedergeben zu können. Mag. Pfistermüller ermöglichte mir den Feldzugang bzw. die Orientierung in diesem Feld.

Eine ein zwei wöchige verdeckte und offene Beobachtung (vgl. ebd.: 86) ging der Erstellung meines Interviewleitfadens voraus. Ich verbrachte jeweils einen Nachmittag oder Vormittag an 3 bis vier Tagen pro Woche im Tiergarten Schönbrunn, wobei die Beobachtungen in Form eines Tagebuches festgehalten wurden.

Ich hielt mich hierbei vor verschiedenen Arten von Gehegen auf, um mir ein Bild über die unterschiedlichen Wahrnehmungs- und Interaktionsräume des Zoos zu machen. Diese waren vor allem: das Innengehege der Pandas, in welchem die zum Teil aktiven Tiere sehr gut sichtbar sind; das Innengehege der Koalas, in welchem die eher passiven Tiere gut sichtbar sind; das Innengehege der Giraffen, bei welchem die sehr aktiven Tiere gut sichtbar sind, aber im Vergleich zu den Pandas und Koalas nicht durch eine Glaswand von den BesucherInnen getrennt sind, sondern durch ein Gitter; das Innengehege der Elefanten, bei welchem ein Graben die Tiere auf große Entfernung hält; das von Vegetation dicht bewachsenem Außengehege der Jaguare, die oft nicht sichtbar sind; das zum Teil auch dicht bewachsene Außengehege der Gibbons, bei welchem die sehr aktiven Tiere nicht immer sichtbar sind; das Außengehege der Robben, bei welchem die sehr aktiven Tiere über, aber auch unter Wasser stets gut sichtbar sind. Außerdem verbrachte ich sehr viel Zeit im Regenwaldhaus, dessen größter Teil ein Immersionsgehege darstellt.

Aus dieser Beobachtung entstanden die vier Themen-Schwerpunkte meines Interviewleitfadens: Fragen zu der Bewegung im Zoo: Fragen zu den Gehegen, Fragen zu der Interaktion zwischen den BesucherInnen und den Tieren und Fragen zu der Art der Wissensvermittlung des Zoos.

Der erste Themen-Schwerpunkt, der der Bewegung, ergab sich durch meine Beobachtung, dass der Zoo ein Ort der ständigen Bewegung ist. BesucherInnen hielten sich nur selten länger als eine Minute vor den Gehegen auf, so dass die Frage zu den von ihnen zurückgelegten Routen zentral wurde.

Der zweite Themen-Schwerpunkt, der der Gehege, ergab sich durch die Beobachtung, dass nicht nur die Tiere, sondern sehr oft auch deren Gehege von den BesucherInnen beurteilt wurden. Dies war oft nur ein kurzer Satz, der besagte, dass es die Tiere hier schön haben, oder eben nicht. Eine positive Bewertung wurde oft im Fall der bereits erwähnten seminaturalistischen Gehegen getroffen (siehe Bostock 1993), obwohl andererseits auch bei Gehegen mit sehr dichter Vegetation Beschwerden zu hören waren, da die Tiere nicht sichtbar seien. Aus diesem Grund habe ich getrennt nach Gehegen, die den BesucherInnen gefallen und nach denen, die sie als naturnah empfinden, gefragt. Außerdem konnte ich auch beobachten, dass die BesucherInnen im Regenwaldhaus oft nur sehr schnell durchgingen, ohne sich die Zeit für das Suchen der Tier oder das Bewundern der Vegetation zu nehmen, daher habe ich es vermieden, direkt nach dem Regenwaldhaus zu

fragen und ließ die Frage nach einer Immersionserfahrung im Zoo offen. Aber ich fragte die BesucherInnen, ob sie irgendwo im Zoo das Gefühl hatten in eine andere Welt einzutauchen.

Der dritte Themen-Schwerpunkt, der der Interaktion, der an sich für die Forschungsfrage wichtig war, musste in den Interviews aus Mangel an Beobachtungsmaterial besonders beachtet werden. Denn eine Interaktion zwischen den erwachsenen BesucherInnen und den Zootieren konnte ich nur sehr selten beobachten und daher konzentrierte ich mich in diesem Teil des Interviews nicht nur auf den gewöhnlichen Zoobesuch, sondern erfragte vor allem die besonderen und ungewöhnlichen Erlebnisse der InterviewpartnerInnen. Auch die Frage, ob überhaupt eine Interaktion erwünscht war, wurde diskutiert.

Der vierte Themen-Schwerpunkt, der der Wissensvermittlung, entstand aus meiner Beobachtung des Widerspruches zwischen dem beobachteten Verhalten der ZoobesucherInnen und den Absichten des Zoos. Denn obwohl sich der Tiergarten selbst als eine Bildungsstätte sieht (vgl. Sommersacher & Schratter 2002), habe ich nur höchst selten BesucherInnen dabei beobachten können, wie sie Informationstafeln lesen. Daher fragte ich nicht, was die BesucherInnen im Zoo Schönbrunn lernten, sondern ob sie überhaupt etwas gelernt hatten.

Die Daten, die ich mit Hilfe dieses Leitfadens erhoben habe, wurden unter Heranziehung der Methode der Inhaltsanalyse von Mayring (1990) ausgewertet. Der große Vorteil dieser Methode und der ausschlaggebende Grund für ihre Verwendung ist der Fokus auf den latenten Sinngehalt der Aussagen. So konnte ich dank dieser Methode den versteckten Sinn der Interviews analysieren, ohne mich dabei in der Analyse der Sprache zu verlieren und Gefahr zu laufen das Hauptziel meiner Forschung aus den Augen zu verlieren. Es ging mir weder darum meine InterviewpartnerInnen, noch die sprachliche Konstruktion von Naturerlebnissen zu analysieren, sondern ich wollte den erlebten subjektiven Handlungsraum im Tiergarten Schönbrunn ermitteln.

Die Fotografien im Anhang, die ich im Tiergarten Schönbrunn im Jahre 2009 gemacht habe, werden nicht als Daten analysiert und dienen der reinen Veranschaulichung des beschriebenen Feldes.

3.2. Feldbeschreibung: Der Tiergarten Schönbrunn

In diesem Kapitel wird die aktuelle Entwicklung im Tiergarten Schönbrunn, seine Architektur und seine pädagogischen Ziele das Thema sein.

3.2.1. Ideologische Betrachtung des Feldes

Im März 2009 konnte ich mit Frau Mag. Regina Pfistermüller MS, Kuratorin für Forschung und Artenschutz im Tiergarten Schönbrunn, ein Gespräch führen. In diesem Rahmen ging es darum, was die BesucherInnen von einem Besuch im Zoo Schönbrunn „mitnehmen“ sollten. Um diese Frage genauer beantworten zu können musste ich zuerst die Prioritäten des Tiergartens Schönbrunn kennen lernen.

Mag. Pfistermüller (2009: 449-466⁵) definierte die Aufgaben des Zoos, indem sie die bereits aufgezählten Aufgabenbereiche: Erholung, Bildung, Forschung und Artenschutz erwähnte. Die von ihr vorgenommene Reihung ist jedoch anders als bei dem Tiergartenbiologen Hediger (1977), da der Zoo Schönbrunn den Artenschutz als oberstes Ziel anerkennt. Neben den in situ und ex situ durchgeführten Naturschutzprojekten wird auch der Bildungsauftrag sehr ernst genommen, wobei dieser darauf ausgelegt ist, den Artenschutzgedanken zu vermitteln. Auch die Forschung ist ein Aufgabenbereich, der beinahe zur Gänze im Dienste des Artenschutzes steht. Bei einem Zoobesuch, so Pfistermüller (2009: 39-49), sollte das Interesse der BesucherInnen an diesem Thema geweckt werden, wobei der erste Schritt dazu, über die Gehegegestaltung der Tiere führt. Neben der naturnahen Darstellung des Lebensraumes der jeweiligen Tiere sei es ebenso wichtig oder sogar noch wichtiger, glückliche Tiere zu zeigen, da nur solche den BesucherInnen die Werte des Artenschutzes glaubhaft vermitteln können. Aus diesem Grund gelten „Environmental und Behavioural Enrichment“ als unumgänglicher Standard für die Tierhaltung (ebd.: 147-210). Nach diesem Grundgedanken gilt das Tier als Botschafter seiner in freier Wildbahn lebenden, gefährdeten Artgenossen. Und so kann es, wenn es richtig gehalten und präsentiert wird, den BesucherInnen ein Erlebnis bieten, das sie zum Weiterfragen anregt, wie Pfistermüller (2009: 39-49) in der folgenden Passage sagt:

⁵ In der Zitierweise der von mir durchgeführten Interviews werden keine Seitenzahlen angegeben, sondern die Zeilennummern der Transkription.

„Emotionen [sollen] geweckt werden können über das Tier vor Ort, dass man halt sieht, wie das Tier lebt, wie es sich bewegt, dass man das Tier hören kann, dass man es riechen kann und dadurch eben das Interesse geweckt wird zu schauen, was liegt dahinter und sich dann für weiterführende Veranstaltungen interessiert, nachfragt bei der Zooschule und dergleichen, hoffentlich mal eine Infotafel liest und so weiter“.

Der Zoo bietet, wie Mag. Pfistermüller andeutet, ein breites Angebot an weiterführenden Veranstaltungen, wobei dieses seit der Gründung der zoopädagogischen Abteilung im Jahre 1976 ständig erweitert wird. Dieses Angebot inkludiert nach Altersgruppen ausgerichtete Zooführungen, TierpflegerInnen-Workshops, Nachtführungen, Geburtstagsparties, die Artenschutztage, das Erlebnisticket, etc. (Sommersacher & Schratter 2002: 283 .f; Pfistermüller 2009: 32-38). Dieses Angebot wird genau wie die Gehegegestaltung ständig erweitert und erneuert. In diesem Sinne kann meine Arbeit nur eine Momentaufnahme des Zoos am Anfang des Jahres 2009 sein.

Hinter diesen Entwicklungen und Bemühungen den Zoo-BesucherInnen die Werte des Artenschutzes zu vermitteln, steht eine ästhetische Naturvorstellung. Das Grundinteresse der Menschen für die Tiere steht nach Pfistermüller in enger Verbindung mit der Fähigkeit, das Tier als schön zu empfinden. Im Zoo soll der Stadtmensch die Schönheit der Natur wiederentdecken, die längst vergessen hat. In diesem Sinne meint Mag. Pfistermüller (ebd.: 500:503)

„[Das Ziel ist es] das Grundinteresse zu wecken und einfach die Natur als schön zu empfinden und ein Tier als schön zu empfinden, ist schon mal ein Schritt, gerade bei der Stadtbevölkerung, die einfach den Bezug verloren haben, zum Tier“.

Dennoch soll dieses Erlebnis und der neu geweckte Bezug zum Tier nicht dazu führen, dass es zwischen BesucherInnen und Zootieren einen zu engen Kontakt gibt. Mag. Pfistermüller (2009:88-93) betont, dass die Tiere im Zoo Wildtiere sind und diese auch bleiben sollen. Sie sind mit Ausnahme der Tiere im dafür vorgesehenen Streichelzoo, keine Streicheltiere.

3.2.2. Architektonische Betrachtung des Feldes

Der Schönbrunner Tiergarten als einer der ältesten Tiergärten der Welt zeichnet sich durch seine barocke Architektur aus. Diese Anlage steht unter Denkmalschutz und bietet daher

einen sehr klaren Rahmen für den Tiergarten und seine Gehegegestaltung, welche nicht selten mit Platzmangel zu kämpfen hatte. Aus diesem Grund und um eine artgerechte Haltung zu gewährleisten hat der Zoo seinen Tierbestand so weit wie nötig reduziert (Sommersacher & Schratter 2002: 265).

Die Tiere werden im Tiergarten Schönbrunn auf folgende Art und Weise dargestellt: Die taxonomische Ausstellungsart ist prägend, aber scheint vom zoogeographischen Ausstellungsprinzip allmählich abgelöst zu werden. Hierbei geht es nicht mehr darum, jede Tierart einzeln zu präsentieren, wie beim taxonomischen Prinzip, sondern es ist vielmehr das Ziel, einen Ausschnitt eines geographischen Lebensraumes zu zeigen. Das ist z.B. der Fall im Nashorngehege, in welchem die Nashörner mit anderen Hufentieren desselben Lebensraumes gehalten werden. Das Regenwaldhaus passt auch in diese Ausstellungsart, da es einen Ausschnitt eines südostasiatischen Bergregenwaldes darstellen soll. Ein Beispiel für die habitatbasierte Ausstellungsweise ist das Vogelhaus. Hier werden die Vögel aus verschiedenen geographischen Regionen in den Habitaten Savanne oder Regenwald gemeinsam gehalten (vgl. Maier 2003: 102 f.).

Die Innenausstattung der Gehege verfolgt in den meisten Fällen das Ziel einen strukturierten Lebensausschnitt der Tier-Habitate nachzuahmen. Hierbei reicht das Design von nicht-naturalistisch, wie z.B. im Innengehege der Giraffen (siehe Anhang Foto 1) zu semi-naturalistisch, wie z.B. bei den Humboldt-Pinguinen (siehe Anhang Foto 2) bis zu naturalistisch wie z.B. bei dem Freiluftgehege der Pelikan und Kormorane (siehe Anhang Foto 3). In allen Fällen ist der Mensch aus den Bereichen der Tiere ausgegrenzt, aber auf sehr unterschiedliche Art und Weise. Die Grenze kann durch Gitterstäbe, eine Glasscheibe oder durch (Wasser-)Gräben gebildet werden und wie die Ergebnisse meiner Forschung darstellen werden, hat diese unterschiedliche Grenzziehung einen jeweils anderen Einfluss auf das Erlebnis der BesucherInnen.

Der Zoo hat die Gitterstäbe weitgehend abgebaut und sie durch Glasscheiben ersetzt (siehe hierzu Kapitel 2.2.2.4.1). Der Trend geht aber eindeutig in Richtung unsichtbare Grenzen oder naturalistische Grenzen, wobei letztere Grenzen aus Naturmaterialien sind. Nur in zwei Bereichen haben die BesucherInnen die Möglichkeit in den Lebensraum des Tieres einzudringen: Der Streichelzoo und das Regenwaldhaus. Beide sind Beispiele für Immersionsgehege, die im Zoo einen Erlebnisbereich bieten und die BesucherInnen auf einer multisensorischen Ebene ansprechen. So bietet das Regenwaldhaus neben der

authentischen Vegetation des Bergregenwaldes eine Reihe von Attraktionen an, wie freifliegende Vögel und Flughunde, die man im Dickicht entdecken kann, einen Erlebnispfad zum Baumhaus, eine Hängebrücke, die dunkle Fledermaushöhle etc. (vgl. Maier 2003: 102 f.). (Siehe Anhang Fotos 4-8)

Im nächsten Kapitel soll nun beschrieben werden, wie die BesucherInnen selbst den Zoo wahrnehmen und erleben.

3.3. Darstellung der Ergebnisse

3.3.1. Die Repräsentationsarten des Zootieres

Ein grundlegendes Thema meiner Diplomarbeit ist die Art der Beziehungen zwischen Mensch und Tier. Hierbei stellt sich die Frage: Was ist ein Tier und ist der Mensch in der Lage diese Frage jemals zu beantworten? Die zoologischen Gärten werden oft wegen ihrer vielfältigen und manchmal unpassenden Darstellungsweisen von Zootieren kritisiert (siehe hierzu Kapitel 2.2.).

So betont der Kunsthistoriker Steve Baker (2001: 4), der Spezialist im Bereich der Repräsentation von Tieren in den visuellen Medien ist, dass die Repräsentation von Tieren niemals das Wesen der Tiere selbst zeigen kann, sondern vielmehr gesellschaftliche und kulturelle Vorstellungen über sie widerspiegelt. Daher können die unterschiedlichen Darstellungsweisen von Tieren nichts über das wahre Wesen der Tiere preisgeben, da sie in Wirklichkeit nur etwas über die verschiedenen Grundhaltungen einer Gesellschaft zu den Tieren aussagen. Das Verhalten der Menschen den Tieren gegenüber prägen dementsprechend in erster Linie die kulturellen Vorannahmen über das jeweilige Tier und nicht das Verhalten des Tieres selbst (ebd.).

Im folgenden Kapitel möchte ich nun anhand der Aussagen der 8 von mir interviewten ZoobesucherInnen überprüfen, inwiefern das Zootier als ein Produkt kultureller Vorannahmen zu erfassen ist. Zuerst werden die verschiedenen Zugangsformen zum Zootier und die damit verbundenen Vorstellungen analysiert. In der Folge sollen die kulturellen Vorannahmen zu „wild“ und „zahn“ thematisiert werden, indem der Unterschied zwischen Zootieren und frei lebenden Tieren analysiert wird. Der Kontext, in welchem die Tiere repräsentiert werden, wird ebenso eingehend behandelt. Schließlich wird auch gefragt, welche Auswirkungen der Kontext auf die Authentizität des Tieres hat.

3.3.1.1. Die Zugangsweisen zum Zootier: Anthropozentrismus, Therianthropie und Anthropomorphismus

Der Aufbau meines Interviewleitfadens ließ den acht befragten BesucherInnen sehr viel Platz, um ihre Gefühle und Interpretationen rund um das Tier darzustellen. Ausgehend von den Ergebnissen dieser acht Interviews schlage ich folgende Einteilung der Zugangsarten zum Tier vor: Anthropozentrismus, Therianthropie und Anthropomorphismus. Diese werden im Folgenden jeweils näher erläutert.

3.3.1.1.1. Der Anthropozentrismus

Im Fall von Anthropozentrismus übernehme ich die Definition von den Soziologen Marvin und Mullan (1998: 4 f.). Diese Autoren definieren den anthropozentrischen Zugang als einseitige Sicht des Betrachters, der nicht verstehen möchte, was das Tier mit seinem Verhalten ausdrücken möchte, sondern das Tier nur als Mittel für das eigene ästhetische oder unterhaltsame Erlebnis versteht (ebd.).

Dieser anthropozentrische Zugang wurde von sechs der acht BesucherInnen überwiegend verwendet, wobei das vor allem dann der Fall war, wenn es um die allgemeine Interpretation von Tierverhalten ging. In diesem Sinne wurden die Tiere und ihr Verhalten rein ästhetisch bewertet. Ein Grund dafür, dass die sechs BesucherInnen keine Versuche unternahmen, das Verhalten der Tiere zu deuten, begründen sie selber mit ihrem mangelnden Wissen. Laura, eine 55 jährige Hausfrau, verdeutlicht diesen Zugang äußerst treffend im folgenden Interviewausschnitt:

„Und manches fasziniert dich mehr, manches weniger, bei allen beobachtest du etwas anderes, bei den katzenartigen Raubtieren die wunderschöne Figur, die Sprünge, wie sie leise schreiten, wieder die, die schwimmen, wie sie fantastisch schwimmen, Bären sind süß, wie sie dort miteinander ringen und sich am Boden herumwälzen. Jedes Tier hat etwas charakteristisches, was dein Interesse weckt“ (Laura 2009: 310-315).

Die Besucherin stellt hier keine Ansprüche, das Tier in seinem Verhalten auf irgendeiner Ebene zu verstehen oder verstehen zu wollen. Im Vordergrund steht der ästhetische Genuss bei der tierischen Performance. Die Bären bewertet sie als „süß“ in ihrem Verhalten, wobei dies ihre subjektive Bewertung der Situation ist und sie dabei nicht den Bären unterstellt,

süß sein zu wollen. Jedes Tier hat Laura zufolge etwas, das für den Menschen interessant ist und bewundert werden kann.

Der anthropozentrische Zugang ermöglicht es die Tiere in ihrer ästhetischen und unterhaltsamen Qualität zu beobachten und stellt daher die Tiere als Objekte dem bewertenden Subjekt gegenüber. Die anthropozentrische Grundhaltung der ZoobesucherInnen drückt die Distanz zwischen Menschen und Tieren aus.

3.3.1.1.2. Therianthropie

Der therianthropische Zugang kann als das Gegenteil des anthropomorphischen Zugangs definiert werden. In diesem Sinne geht es darum das Tierische im Menschen zu entdecken, indem man sich mit dem Tier identifiziert. Baker (2001: 113 f.) fügt dieser Definition von Therianthropie noch hinzu, dass der Mensch bei dieser Grundhaltung seine Moralvorstellungen und seine geistige Überlegenheit aufgibt.

Dieser Zugang wurde allerdings im Fall meiner InterviewpartnerInnen nur von Peter, einem 35 jährigen Hausmann, überwiegend verwendet. Ansonsten bediente er sich auch anthropomorpher Überlegungen. Er verdeutlicht den Wunsch nach einer Identifikation mit den beobachteten Tieren äußerst treffend im folgenden Zitat:

„Auf jeden Fall ist dieses zum Tier werden, ist eine irrsinnig reizvolle Idee sich das vorzustellen. Ja, also total auf seine instinktiven Reaktionen zu verlassen ohne diesen beschwerlichen (lacht) ohne dieses beschwerlichen Gedanken, ohne dieses Ich, dieses Gehirn, ohne diesen Geist. Das ist, ich glaube und das glaube ich möchte man im Zoo auch irgendwie sehen. Dieses sozusagen, dieses völlige sich verlassen auf Muskeln, Sehnen, Knochen. Ja das war für mich, was weiss ich, ein Löwe zu sein, ein Tiger zu sein oder so und machtvoll herunterzublicken auf jegliche Beuteopfer oder so“(Peter 2009: 107-114).

Peter konstruiert hier die Tiere als Geistlose und Instinktgesteuerte mächtige Körper und findet es schön, sich mit diesem Bild zu identifizieren. Die gemeinsame Ebene, die hier zwischen Mensch und Tier entsteht, befindet sich ausschließlich auf der körperlichen Ebene, da hier dem Tier eine geistige Ebene seiner Existenz abgesprochen wird.

In der therianthropischen Grundhaltung wird das Tier genau wie im anthropozentrischen Zugang als Objekt betrachtet. Aber der Mensch ist nicht nur Subjekt, der von außen

beobachtet, sondern er erkennt in sich selbst das Andere, das Objekt seiner Beobachtung ist.

3.3.1.1.3. Anthropomorphismus

Der anthropomorphe Zugang, wie in Marvin und Mullan (1998: 123) beschreiben, bedeutet, dass ZoobesucherInnen das Verhalten der Tiere nach ausschließlich menschlichen Maßstäben interpretieren. Adrian Franklin (1999: 69) betont seinerseits, dass der anthropomorphe Zugang, die Tiere nicht zu Menschen macht, sondern es ermöglicht ihr Verhalten in einer sozialen Art und Weise zu interpretieren. In diesem Sinne folgt die Vermenschlichung von Tieren, laut Franklin (ebd.), Konstruktionen, die nicht nur die Gemeinsamkeiten sondern auch die Unterschiede hervorheben können. Ein Tier zu vermenschlichen ist demnach nicht zwingend eine Gleichstellung des Tieres mit sich selbst, wie im folgendem erläutert werden soll.

Eine anthropomorphe Grundeinstellung findet man bei allen acht BesucherInnen. Dabei ist auffallend, dass der Kontext in welchem die Begegnung passiert für das Vorkommen und die Art des Anthropomorphismus ausschlaggebend ist. Maria, eine 25 jährige Lehrerin, bediente sich als einzige überwiegend dieses Zuganges in ihrer Begegnung mit den Zootieren und das unabhängig vom Kontext, wie der folgende Interviewausschnitt verdeutlichen soll:

„Ich habe den Eindruck, dass die Robben das irgendwie schon spüren, oder ob sie es an den Besuchern merken, die sich da ansammeln. Das weiss ich nicht, aber die spüren das schon bevor es losgeht, bevor der, der Tierpfleger kommt. Ich weiss nicht, ob sie die Fische riechen oder ob sie das am Publikum merken, aber ich finde es irgendwie schon besonders, dass sie es vorher merken. Und dann haben die Robben an der Fütterung, finde ich, unheimen Spaß. Also sie springen ins Wasser und ja, ich habe das Gefühl, dass es denen nicht nur ums Futter geht, sondern, dass sie auch einen Spaß an dem Ganzen haben. Ich glaube auch, dass da so viele Leute zuschauen, dass sie das mitkriegen“ (Maria 2009:11-21).

Die Tiere werden hierbei vermenschlicht, indem angenommen wird, dass Robben das Gefühl von Spaß durch das Springen im Wasser zeigen oder dass sie sich gerne vor einem Publikum zur Schau stellen. Andererseits hält sich die Vermenschlichung der Robben sehr in Grenzen, wenn es um die Intelligenz der Tiere geht, da eine mentale Kapazität, die es

ihnen erlauben würde, sich an die tägliche und zur gleichen Zeit stattfindende Fütterung zu erinnern, absolut angezweifelt wird. Marias Aussage konstruiert die Gemeinsamkeit über die Ebene der Emotionen, wobei sie im gleichen Zug den Unterschied über den Intellekt definiert. Ihre Grundhaltung zu den Tieren bleibt, trotz der Vermenschlichung deren Verhaltens eine hierarchische, die die Tiere dem Menschen unterordnet.

Die anderen sieben BesucherInnen verwendeten anthropomorphe Bilder überwiegend im thematischen Kontext der Haltungsbedingungen der Tiere. Im Gegensatz zu Marias Aussagen werden in diesen Fällen die Tiere beinahe ausschließlich über Gemeinsamkeiten zu sich selbst konstruiert. In diesem Bereich ist demnach nicht Hierarchie, sondern das Mitgefühl mit den Tieren dominant.

Um das anthropomorphe Argument, bei welchem die Tiere als Gefangene betrachtet werden, besser verstehen zu können, muss zuerst die dominante naturwissenschaftliche Sichtweise, die man von den Zootieren und ihrer Haltung in Gefangenschaft hat, kurz dargestellt werden. Ethologischen Studien zufolge kann Verlangen nach viel Bewegungsraum, bei weitem nicht auf alle Spezies ausgedehnt werden und bleibt ein primär menschliches Bedürfnis (Marvin & Mullan 1998: 83 f.). Der Tiergartenbiologe Heini Hediger (1977: 41) sieht die vermenschlichende Interpretationsweise der Existenzbedingungen der Tiere als ein Produkt eines schädlichen Anthropomorphismus ohne jegliche wissenschaftliche Basis. Die Tiere selber, so Hediger (ebd.), fühlen sich nicht als Gefangene, sondern als Großgrundbesitzer von ihren Gehegen. Das tatsächliche Wohlbefinden der Tiere kann hier nicht erörtert werden, aber Fakt ist, dass alle acht BesucherInnen das Wohlbefinden der Tiere mit der Größe ihres Geheges in Verbindung gebracht haben.

In Interviewpassagen über die Großvögelhaltung im Tiergarten Schönbrunn wird die vermenschlichende Annahme, wonach die Tiere viel Bewegungsfreiheit bräuchten, sehr deutlich zum Ausdruck gebracht. Die Vögel bewohnen hier sehr leicht überschaubare Gitterkäfige und einen gewissen Platzmangel scheinen alle der acht BesucherInnen bemerkt zu haben. Die Sorge über diesen Platzmangel kann in drei Arten von anthropomorphen Zugängen unterteilt werden. Ich übernehme hier die Einteilung von Pollack (2007) in Empathie und Sympathie und füge dieser eine Mischform zwischen Anthropomorphismus und Anthropozentrismus hinzu.

Beim emphatischen Zugang steht, der Soziologin Ulrike Pollack (2007: 19) zufolge, im Mittelpunkt, dass sich der Mensch in seiner eigenen Subjektivität zurückstellt. Ziel ist es sich in das Tier hineinzusetzen und aus diesem Grund ist ein gewisses Wissen über dieses Tier unbedingt nötig. Die Zoo-BesucherInnen Peter, Sabine und Laura können aufgrund ihrer Grundhaltung dieser Kategorie zugeordnet werden. Wobei ihre Bemühungen diesbezüglich oft nur bei einem Versuch bleiben, da sie eigenen Angaben zufolge nicht viel über die Tiere wissen. Peters Aussage ist ein geeignetes Beispiel für diese Grundhaltung:

„[Dort] wo halt Geier drinn sind, das ist sicherlich, also wahrscheinlich kann man die Geier nicht zu anderen Vögeln stecken, weil sie sie auffressen würden, aber es ist trotzdem furchtbar für einen Vogel, einen Raubvogel vor allem, der aus großer Höhe kommt, in so was kleines zu sperren. Das muss furchtbar sein. Die [Geier] müssen psychisch völlig kaputt sein“ (Peter 2009:282-286).

Peter versucht sich hier in das Wesen des Tieres hineinzusetzen und aufgrund seines Wissens über die Lebensart dieses Vogels, dessen, von ihm wahrgenommene Leid zu verstehen.

Beim den sympathischen Zugang, den Pollack (2007: 18) beschreibt, wird der Versuch gemacht, die Situation des Tieres durch die eigene Subjektivität nachzuvollziehen. Die BesucherInnen Anna, Karl, Sabine und Thomas können aufgrund ihrer Aussagen dieser Kategorie zugeordnet werden und machen sie damit zur dominanten Verständnisweise von der Gefangenschaft der Zootiere. Annas Aussage diesbezüglich ist ein geeignetes Beispiel für diese Grundhaltung:

„Ich denke mir immer: das ist zu klein. Der arme Vogel fliegt sein ganzes Leben nicht, weil bei den Laufvögeln geht es ja noch, aber bei so diesen Rieseneulen oder so was, die haben so ein Kämmerchen, die können überhaupt nicht losfliegen. Das würde mich anzipfen, wenn ich fliegen könnte und eingesperrt wäre in so einem Scheiß“ (Anna 2009:197-201.)

Anna versetzt sich selber in die Situation der Eule hinein, wobei sie nur von ihren eigenen Bedürfnissen ausgeht, die sie auf die Eule projiziert. Sie erfährt das Leiden der Eule als ihr eigenes. Dies tut sie obwohl sie vor dieser Passage angibt, sich für Vögel nicht besonders zu interessieren.

Neben diesen eindeutig anthropomorphischen Zugängen zur Gefangenschaft kommt auch eine Mischform zwischen Anthropomorphismus und Anthropozentrismus vor. Hier wird zwar die Größe des Geheges, ganz im Sinne des Anthropomorphismus, noch als ein Kriterium für das Wohlbefinden der Tiere herangezogen. Andererseits überwiegt ganz im Sinne des Anthropozentrismus, das Gefühl der physischen und psychischen Distanz zum Wesen des Tieres. Nur Rene und Laura bedienen sich dieses Zugangs. So heißt es etwa bei Rene:

„[Also Vögel das lockt mich nicht so. Meistens gehe ich da so vorbei.[...] Also die Voliere sind groß genug, die Käfige, daher denke ich, dass sie genug Platz haben. Natürlich können sie nicht herumfliegen und so, aber so sehr interessiert es mich nicht“ (Rene 2009:52-55).

Sowohl Anna als auch Rene geben an, sich für Vögel nicht besonders zu interessieren. Während Anna mit ihrer vermenschlichenden Grundhaltung Mitleid mit den Tieren empfindet, zeigt Rene kein Interesse an deren Wohlbefinden, obwohl beide die Größe des Geheges als wichtig für die Tiere anerkennen.

Der anthropomorphische Zugang - gleich ob als Empathie oder als Sympathie - kann genauso wie der Anthropozentrismus nicht für sich behaupten das wahre Wesen der Tiere zu erkennen. Der Anthropomorphismus schafft jedoch eine gemeinsame Basis für Mensch und Tier. Daher kann diese Grundhaltung als der potentieller Anfang einer Beziehung gesehen werden. Der Ethiker James Serpell (1996: 86) sieht den Anthropomorphismus nicht nur als die Möglichkeit, sondern als eine absolute Bedingung für jede Beziehung zwischen Menschen und Tieren. Im Gegensatz dazu betonen der Anthropozentrismus und die Therianthropie die Unterschiede und die Distanz zwischen Mensch und Tier.

Wie die gemeinsame Basis zwischen Mensch und Zootier verhandelt wird zeigt sich weiters in der kulturellen Konstruktion des Zootieres im Vergleich zum Wildtier.

3.3.1.2. Frage nach der Authentizität der Zootiere

Die acht Befragten waren sich über die Bewertung des Zoos ziemlich uneinig, aber überraschenderweise waren sie sich über den Grund für einen Zoobesuch absolut einig. Alle gaben an, die Tiere, die sie bereits aus Büchern oder Dokumentarfilmen kennen, in der Realität sehen zu wollen. Manche wollten die tatsächliche Größe sehen, andere wiederum den Geruch riechen und wieder andere die Art zu gehen und die Bewegungen

der Tiere beobachten, d.h. die reale Begegnung mit dem Tier, das man bereits aus Fernsehen und Büchern kennt, steht dabei im Vordergrund (Anna 2009: 883-842; Karl 2009: 16-24; Laura 2009: 220-227; Rene 2009: 96-97; Peter 2009: 67-70; Sabine 2009: 439-445; Maria 2009: 330-340; Thomas 2009: 520-529).

Dennoch kommt in den Aussagen der Interviewten immer wieder zum Ausdruck, dass das Tier, das sie vor sich im Zoo sehen, nicht das authentische Tier ist, das sie sehen wollen. Das Zootier steht im Kontrast zu dem Bild vom Tier, dass die BesucherInnen zu sehen erwarten. In Folgendem soll dieses vorgefertigte Konstrukt des Tieres, das ein Tier authentisch erscheinen lässt analysiert werden.

3.3.1.2.1. Die Konstruktion des Zootieres

Das Tier im Zoo wurde von den acht BesucherInnen erst durch den Mangel an bestimmten Eigenschaften zu einem Zootier gemacht. Dabei handelt es sich um folgende Eigenschaften, die dem Zootier, im Unterschied zu seinen frei lebenden Artgenossen, abhandengekommen sind:

- Verlust der selbstständigen Überlebensfähigkeit

Sabine (2009: 439-445) gibt an, sich zwar für den Alltag der Tiere zu interessieren, aber andererseits betont sie, dass dieser im Zoo natürlich verfälscht sei. Aus diesem Grund interessiere sie sich im Zoo mehr für die visuellen Aspekte der Bewegungen, als für deren ethologische Bedeutungen. Thomas (2009: 498-501) und Laura (2009: 544-547) erklären genauer, was den Unterschied zwischen dem Alltag der freien Tiere und dem der Zootiere ausmacht, indem sie das Jagen als zentralen Punkt erwähnen. Die Tiere im Zoo müssen selber nichts tun, um ihr Überleben zu sichern, da der Mensch ihre Versorgung übernommen hat. Sie haben ihr natürliches Verhalten verloren und würden in der Wildnis verenden.

- Verlust der Distanz zu den Menschen

Neben der Fähigkeit und Möglichkeit zur selbstständigen Nahrungssuche haben die Zootiere auch die Distanz zu den Menschen verloren, wie Anna (2009: 192-196), Rene (2009: 190-196), Thomas (2009: 137-143) und Sabine (2009: 395-398) betonen. Anna und Rene betonen vor allem, wie unnatürlich die Bedingungen im Zoo für die Tiere sind. Sie vergleichen die Tiere dabei mit ihren Artgenossen in der freien Wildbahn und bringen den

Verlust ihrer Natürlichkeit mit dem Verlust ihrer Distanz zu den Menschen in direkten Zusammenhang:

„Ja, sicher ist es unnatürlich. Ich meine, die einen Tiere würden dich gerne fressen, können aber nicht. Das ist ein komisches Verhältnis und die anderen Tiere, die würden von dir weglaufen, können aber auch nicht, was auch irgendwie komisch ist. Also es ist total gegen das normale Verhalten“ (Anna 2009: 192-196).

Das normale Verhalten bedeutet laut Anna ein Beute- oder Feindverhältnis zwischen Menschen und Tieren einzugehen, wobei die Zootiere dieses normale Verhalten verlieren und in ein unnatürliches Verhältnis zum Menschen gedrängt werden. Rene erwähnt in seiner Aussage ausschließlich das Beuteverhältnis zu den Tieren. Außerdem betont er noch mehr als Anna die Abnormalität des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier im Zoo:

„Ja, aber in der Natur könnte ich wieder nicht so nah [an die Tiere ran kommen.], Das ginge z.B. mit einem Fernglas. Also in der Natur, das Tier erlaubt es nicht sich ihm zu nähern, aber natürlich er [das Tier im Zoo] erlaubt es dir, weil er hinter einem Zaun ist und eigentlich an Menschen gewöhnt ist. Da wenn es anders wäre, würde es ständig laufen und sich verstecken. Nein, hier sind die Tiere wie Schauspieler in irgendeiner Show“ (Rene 2009: 190-196).

Der Verlust dieser natürlichen Distanz zwischen Menschen und Tieren macht die Tiere selbst unnatürlich und so sehen Sabine (2009: 395-398) und Thomas (2009: 137-143) dies andererseits als Rechtfertigung dafür, sich selbst auch unnatürlich gegenüber den Tieren zu verhalten. Sie befürworten damit das Angreifen und das Füttern der Tiere und akzeptieren die verlorengegangene Distanz zwischen den Menschen und den Zootieren.

„Ich meine, wenn ich jetzt dem Affen [im Zoo] die Hand schüttle, dann tut es dem auch nicht mehr, als dass er irgendwo eingefangen wird [wurde] und in einen Zoo kommt. Weil der Affe lebt eh nicht natürlich und das ist jetzt schon scheißegal, ob du den streichelst oder nicht“ (Sabine 2009: 395-398).

Erst durch die Gefangenschaft des Affen wird der Kontakt zu ihm zu etwas Harmlosen, d.h. zu etwas, das ohne Konsequenzen bleibt. Nur zu freien Tieren muss eine klare Distanz eingehalten werden, wie es auch Thomas (2009: 137-143) folgendermaßen verdeutlicht.

„[Die] Tiere, die Pflanzen essen oder etwas was man ihnen geben kann, da sehe ich kein Problem [sie zu füttern], wenn es, da die Tiere ja schon dort sind. Ich glaube

nicht, dass es Sinn macht vorzutäuschen, dass die Tiere wild sind und du sollst deine Distanz wahren, weil einige Tiere wurden schon in einem Zoo [geboren], sie leben ihr ganzes Leben im Zoo“ (Thomas 2009:137-143).

Thomas spricht in dem Interview die Unterscheidung zwischen zahmen und wilden Tieren an. Diese Unterscheidung wurde von den anderen Befragten auch gemacht ohne sie so direkt auszusprechen.

Karl (2009: 164-170) sieht im Gegenteil zu den anderen vier Befragten keine unüberbrückbare Trennung zwischen Wildtieren und Menschen. Eine Interaktion zwischen Mensch und Wildtier ist für ihn etwas Anstrengenswertes, das im Zoo jedoch nicht möglich sei, da das Tier in diesem Fall so an den Menschen gewöhnt worden sei, dass es das Interesse an ihm verloren habe.

- Verlust der Freiheit

Den natürlichen Raum, aus welchem das Tier ursprünglich stammt, bevor es in sein Gehege gezwungen wurde, konstruieren Laura (2009: 527-536), Peter (2009: 196-202) und Maria (2009: 83-84) als menschenleeren und unbegrenzten Ort. Die Zootiere werden für sie über den Verlust der Freiheit, in einem vom Menschen unberührten Lebensraum zu leben, definiert.

Über diese verlorenen Eigenschaften des Tieres im Zoo wird deutlich, dass das Bild des Tieres auf der Basis der Natur-Kultur Dichotomie konstruiert wird. Die Unterscheidung zwischen wild und zahm, die einige der Befragten vorgenommen haben, entspricht der von Ingold (2000: 63) besprochener Problematik, wonach die Trennung zwischen wild und zahm direkt auf die Dichotomie von Natur und Kultur zurückzuführen ist. Denn Wildtiere leben in einem Raum außerhalb der menschlichen Kontrolle in einer sogenannten Natur, in welche der Mensch nicht eingreifen soll. Die Lebenswelt der Wildtiere wird als eine abgetrennte Domäne von der menschlichen Gesellschaft wahrgenommen (ebd.).

Die Natur, wie sie einige der Befragten definieren, verstärkt weiterhin die Kultur-Natur Dichotomie, da sie als Ort nicht nur unbegrenzt, sondern auch menschenleer imaginiert wird. Die Natur und das Natürliche werden durch diese Betrachtung zu „Orten“, der außerhalb der Kontrolle der Menschen liegen.

3.3.1.2.2. Naturnahes Gehege und Authentizität

Der Zoo versucht den Mangel an Authentizität durch ein naturnahes Design zu ersetzen und schafft es bei allen acht von mir interviewten Zoo-BesucherInnen diese Illusion herzustellen. Dies entsteht entweder durch eine anthropomorphische oder eine anthropozentrische Annäherungsweise. Bei der anthropomorphen Zugangsweise beurteilen die Befragten das naturnahe Design der Gehege, indem sie das Wohlbefinden der Tiere bewerten, da sie diese Tiere als zufriedener erlebten. Bei der anthropozentrischen Annäherungsweise dient das naturnahe Design der Gehege als ein Weg die Illusion der Authentizität der Tiere zu schaffen.

Vier der Befragten wählten den anthropozentrischen Zugang bei der Bewertung des naturnahen Designs der Gehege. Anna (2009: 643-653) vertritt die Ansicht, dass alle Gehege naturnah aussehen sollten, auch wenn dies heißt, dass die Tiere zu den Bäumen keinen Zugang haben, damit sie diese nicht zerstören. Eine reiche Vegetation sei für das authentische Gefühl von Natur unerlässlich. Für Sabine (2009: 127-140) ist naturnahe Gestaltung für ein Naturgefühl ebenso wichtig wie für Anna, da die Tiere, die sich nicht inmitten dichter Vegetation befinden, wie Gefangenen aussehen würden. Rene (2009: 10-13) sieht in der naturgetreuen Gestaltung des Geheges eine gelungene Illusion, da sich die Tiere dadurch natürlicher verhalten würden. Auch Thomas (2009: 29-36) meint, dass der Anblick eines Tieres nur dann authentisch sei, wenn es von natürlichen Materialien umgeben ist. Die folgende Passage ist die Antwort von Thomas auf die Frage, was er als ein naturnahes Gehegedesign definiere:

„So wenn du die Zäune ignorierst, siehst du wirklich die Erde und den Boden und die Bäume und die Tiere. Es wird ein bisschen mehr so, wie, ja das ist das Tier [Humboldtpinguin⁶] was ich sehen will, wie ich sie sehen will und nicht so,[wie] die anderen [Kaiserpinguine im Polarhaus⁷]. Die [Kaiserpinguine] schauen wie eine Fälschung aus.

Interviewerin: Fälschung, in wie weit?

Thomas: Ja, weil sie nicht in ihrem natürlichen Habitat sind. Die draußen [Humboldtpinguine] auch nicht wirklich, aber da ist der Versuch dies künstlich zu

⁶ Die Humboldtpinguine haben ein Freiluftgehege mit einem naturnahen Setting und einer niedrigen Glaswand als Trennungsgrenze.

⁷ Die Kaiserpinguine befinden sich im Polarhaus und haben nur einen Innenraum zur Verfügung, der auch an ihre natürliche Umwelt angelegt ist. Die Grenze zwischen ihnen und den Menschen ist eine Glaswand.

erschaffen, nicht wie in den anderen, wo du nur Beton und Plastik Böden hast. Das ist wirklich nicht das Wahre“(Thomas 2009:29-36).

Thomas meint also hier, dass das Tier ohne eine natürliche Umgebung nicht authentisch wirken kann, da es keinen visuellen und emotional befriedigenden Anblick darstellen würde.

Alle acht BesucherInnen wählten den anthropomorphischen Zugang. Neben dem Aspekt der Größe des Geheges (Anna 2009:134-150; Sabine 2009:195-204; Peter 2009:196-202; Karl 2009:365-376; Maria 2009:93-98; Thomas 2009:256-266; Laura 2009:527-536; Rene 2009:21-22) wurde auch die Rückzugsmöglichkeit und das Recht auf Privatsphäre betont (Maria 2009:87; Karl 2009:92-96; Thomas 2009:392-411; Rene 2009:183-186).

Laura (2009: 139-152) verdeutlicht im folgenden Interviewabschnitt, wie die Anerkennung von einem Recht auf Privatsphäre der Tiere eine Loslösung von der anthropozentrischen Sichtweise bedeuten muss:

„Interviewerin: Aber gibt es einige Orte, wo es dir gar nicht gefällt, wie es gemacht ist?

Laura: Die Jaguare, die Leoparden; Also man kann nicht sagen, dass es mir nicht gefällt, weil den konkreten Tieren geht es dort gut. Die haben es dort ganz so, als wären sie im Dschungel, vor allem der Jaguar, der Leopard lebt ja in der Savanne, aber auch so. Ich glaube, sie haben es so angepasst, als ob sie tatsächlich in der Natur, zu Hause wären. Dort ist eben halt nur, dass es nicht den Menschen angepasst ist, wenn man sie sehen will [...] Aber da es ein Zoo ist, dann würde ich dem [Tier] Vorrang geben, denn zumindest hat das Tier das Gefühl, dass es in der Natur ist“(Laura 2009: 139-152.)

Laura stellt also hier die Bedürfnisse des Tieres über ihr eigenes Bedürfnis das Tier zu sehen. Sie glaubt, dass die naturgetreue Gestaltung der Gehege den Tieren das Gefühl zu Hause zu sein gibt. Neben dem allgemeinen Wohlbefinden der Tiere in einer solchen Umgebung würde das naturnahe Design auch Reize und Beschäftigungsmöglichkeiten bieten, ohne welche die Tiere verkümmern würden. Darüber sind sich Sabine (2009:180-183), Peter (2009:274-276) und Laura (2009:118-130) absolut einig.

Für alle acht Befragten besteht kein Zweifel daran, dass ein naturnahes Setting, also eine reichliche Vegetation, ein ausreichende Größe des Geheges, natürliche Materialien,

Versteckmöglichkeiten und natürliche Beschäftigungsmöglichkeiten, dem Tier ein reicheres und besseres Leben und ein natürlicheres Verhalten ermöglichen. Denn obwohl die naturnahe Gestaltung manchmal die Sichtbarkeit der Tiere einschränkt, gibt es ihnen doch etwas, das von den ZoobesucherInnen als äußerst wichtig erachtet wird, zurück: ihre Authentizität.

Bringt man nun das Zootier, welches durch den Verlust von gewissen Eigenschaften definiert wird, mit den Qualitäten des naturnahen Settings in Verbindung, erkennt man, dass dieses Design die verlorengegangenen Eigenschaften ausreichend zu ersetzen vermag: Die Größe des Geheges steht für die grenzenlose Freiheit der Tiere, die Rückzugsorte für ihre Kontrolle über die Distanz zum Menschen und die Beschäftigungsmöglichkeiten, meist durch Futtersuche, für die Fähigkeit zur Selbstversorgung. Das Tier kann demnach nur so authentisch sein wie seine Umgebung natürlich ist, da ein Tier den Aussagen der Interviewten zufolge eindeutig nur in die Natur gehört.

3.3.2. Der Wahrnehmungsraum

Der Zweck eines Tiergartens ist es, einen Raum zu schaffen, in dem sich Mensch und Tier begegnen können. Die Gefühle, die ein solches Erlebnis hervorbringt, sind das direkte Resultat des Wahrnehmungs- und Interaktionsraumes, in welchem die Begegnung stattfindet. Um diesen Raum zu beschreiben, werde ich die Ergebnisse meiner Forschung unter Heranziehung der Theorie von de Certeau (1988 siehe hierzu 2.1.4.), analysieren. Der kreative Akteur steht bei de Certeau (ebd.: 232 f.) im Mittelpunkt. Dieser befindet sich abhängig davon, wie viel Einfluss er auf seine Umwelt ausüben kann, entweder in einem „Raum“ oder in einem „Ort“ (ebd.). Der „Raum“ ist hierbei von den Handlungen des Akteurs dominiert, welcher ihn benutzt. Der „Ort“ hingegen ist dominiert von der vorgeschriebenen Ordnung und lässt dem Akteur keinen eigenständigen Handlungsraum offen (ebd.). Der Wahrnehmungs- und Interaktionsraum wird, auf der Grundlage der acht Interviews im Hinblick auf sein Potential, ein „Raum“ oder ein „Ort“ zu sein, untersucht.

3.3.2.1. Die Konstruktion von Nähe und Distanz

Fünf der acht von mir interviewten BesucherInnen nannten den Kontakt zum Tier ein anstrengenswertes und willkommenes Erlebnis bei einem Zoobesuch (Anna 2009:826-829; Sabine 289-295; Maria 2009:383-410; Karl 2009:380-387, Laura 2009: 430-448). Ein

gelungenes Kontakterlebnis wird von diesen Befragten als ein Gefühl von Nähe beschrieben. Neben der räumlichen Nähe scheint die Empfindung, vom Tier selbst wahrgenommen zu werden, zentral zu sein (ebd.). Die räumliche Nähe gilt hierbei als eine notwendige Bedingung für die Möglichkeit eines Kontakts zwischen Mensch und Zootier. Gleichzeitig garantiert diese Nähe nicht zwingend ein Kontakterlebnis, da dies auch von der Aktivität des Tieres selbst und von der Einstellung der Zoobesucherinnen zum Tier abhängt. Dieses Zusammenspiel zwischen Gehegegestaltung, Tieraktivität und Einstellung zu den jeweiligen Tieren kommt bei Anna (2009: 331-341) gut zum Ausdruck. In der folgenden Passage vergleicht sie den Lissaboner Zoo mit dem Tiergarten Schönbrunn:

„Wenn sie [die Tiere] schon irgendwas sagen, dann rede ich zurück. Ich habe ein interessantes Gespräch gehabt mit dem Elefanten in Lissabon [...]. Ich habe irgendwas gesagt, weil da kein Mensch war und er ist genau vor mir gestanden und hat was geantwortet, dann habe ich wieder irgendwas gesagt und dann hat er wieder was gesagt, voll witzig. Also ich tue schon reden. Zebras mag ich nicht so, da habe ich gesagt „Hi Zebra“. Das Zebra hat sich umgedreht und ist wieder gegangen. Der Tapir war auch freundlich, aber eben dazu kommt man in Schönbrunn nicht, weil es nicht so einladend ist, weil es doch in Lissabon meist diese niedrigen Steinbarrieren hast und dann fühlst du dich dem Tier irgendwie nah und da [im Tiergarten Schönbrunn] ist es schon so, dass es extrem weit weg ist, das Tier. So mit der Idee, wenn du dem Tier irgendetwas sagen wollen würdest dann müsstest ja schon schreien, so dass es jeder andere mitkriegt oder sowas“(Anna 2009:331-341).

Die Tiere sind in Annas Erzählung Akteure, die entweder mit ihr ein Gespräch beginnen wie der Elefant, oder ihre Gesprächsversuche ignorieren, wie das Zebra. Andere wiederum, wie der Tapir, reagieren sichtbar positiv auf sie. Diese räumliche Nähe, die als Bedingung für ein Gefühl der Nähe oder Verbundenheit zum Tier beschrieben wird, soll nun näher definiert werden. Dazu möchte ich die Gehege im Tiergarten Schönbrunn beschreiben, bei denen diese Nähe empfunden wurde.

Maria (2009: 383-410) beschreibt die Nähe, welche sie bei den Robben, den Pelikanen, den Ziegen im Streichelzoo, den Schafen neben dem Giraffengehege, wenn sie nah zum Zaun kommen und den Riesenschildkröten im alten Freigehege, empfand. Alle diese Anlagen, außer dem Streichelzoo als Ort der Berührung, sind Freiluftgehege mit sehr niedrig angelegten Abgrenzungen und einer großen räumlichen Nähe zum Tier. Das Gefühl der Distanz beschreibt sie bei den Gibbons und beim Innengehege des Tigers. Die

Freiluftanlage der Gibbons ist durch einen breiten Wassergraben von den BesucherInnen getrennt, was von Maria als eine zu große räumliche Entfernung wahrgenommen wird. Außerdem empfindet sie zum Tiger hinter der Glaswand des Innengeheges ein Gefühl der Distanz (ebd.).

Karl (2009: 190-194) erwähnt auch den Streichelzoo und die Fische im Teich im Regenwaldhaus, die man von einer niedrigen Brücke aus sehen kann, wenn er das Gefühl der Nähe beschreiben will. Ausschlaggebend ist für ihn, wie er es erzählt, die zumindest potentielle Möglichkeit, die Tiere berühren zu können.

Sabine (2009: 487-491) nennt in dieser Hinsicht die im Tiergarten Schönbrunn frei herumlaufenden Pfauenvögel. Auch sie unterstreicht, wie wichtig es sei, das Gefühl zu haben, die Tiere eventuell berühren zu können. Im Hinblick auf die empfundene Distanz spricht sie generell von der Glaswandtrennung in den Innengehegen, da diese jeden Kontakt unterbinden würden.

Anna (2009: 826-829 und 2009: 580-587) beschreibt das Gefühl der Nähe, am Beispiel ihrer Beziehung zu den Fledermäusen, den Schmetterlingen und den Vögeln im Regenwaldhaus. Zu diesen Tieren herrscht im Immersionsgehege des Regenwaldhauses keine Trennung. Von den Fledermäusen wurde sie beim Durchgehen der Höhle bereits berührt und empfand das als ein sehr positives Gefühl von Nähe (ebd.). Das Gefühl von Distanz empfindet sie bei Tieren, die sich hinter einer Glaswand befinden, da diese jeglichen Kontakt zu den Tieren unmöglich mache. Eine solche Begegnung empfindet sie als langweilig (ebd.: 355-360).

Laura (2009: 432-445) zählt im Hinblick auf Nähe eine Reihe von Tiergehegen auf, wie beispielsweise das der Wasserschildkröten oder der Antilopen. Dabei ist die Möglichkeit, die Tiere zu füttern, ausschlaggebend.

Nach Aussagen der fünf erwähnten Interviewten kann man erkennen, dass das Gefühl der Nähe zum Tier nicht nur das Erlebnis einer räumlichen Nähe ist, da die Trennung durch Glas räumliche Nähe zum Tier fördert, aber eher das Gefühl von Distanz aufkommen lässt. Das Gefühl der Nähe steht somit für einen potentiellen Handlungsraum zwischen Mensch und Zootier. In diesem Sinne können die Gehege, die dieses Gefühl der Nähe aufkommen lassen als „Räume“ im Sinne de Certeaus (1988) verstanden werden. „Räume“ definiert der Philosoph als die Aktivität, die an einem „Ort stattfindet“ (ebd.: 218). Das

Distanzgefühl hingegen kann mit Wahrnehmungsräumen assoziiert werden, die de Certeaus Theorie zufolge als „Orte“ zu bezeichnen sind. Diese definiert de Certeaus als eine strikte Ordnung. In „Räumen“ findet Bewegung und Interaktion statt, während „Orte“ nur klar definierte Grenzen einer Ordnung aufrecht erhalten (ebd.).

Das Immersionsgehege ist durch seine Beschaffenheit, einen einzigen Raum für Mensch und Tier zu schaffen, ein Wahrnehmungsraum, in welchem das Gefühl der Nähe besonders häufig empfunden wurde. Aus diesem Grund wird es im folgenden Kapitel näher analysiert.

3.3.2.2. Das Immersionsgehege und die Konstruktion von Nähe

Auf meine Frage: Wo kannst du für einige Augenblicke ganz vergessen, dass du im Zoo bist? beschrieben sechs von meinen InterviewpartnerInnen ihre Erlebnisse im Immersionsgehege des Regenwaldhauses. Die einzigen zwei Ausnahmen waren Maria und Laura. Maria nannte das Pelikan Gehege und ihr dortiges Nähe-Erlebnis. Laura (2009: 599-601) gab an, keine derartigen Erfahrungen gehabt zu haben.

Die BesucherInnen, die dieses Gefühl des Eintauchens in eine andere Welt hatten, schilderten in ihren Antworten Aspekte der Naturerfahrung und im weiteren Sinne ihre Sichtweisen von Natur.

Die Naturerfahrung wird ausgehend vom dem multisensorisch stimulierendem Raum des Immersionsgeheges als ein Erlebnis beschrieben, in welchem die Nahsinne Riechen und Fühlen einen wichtigen Platz einnehmen. In diesem Zusammenhang erwähnt Peter (2009:36-39) besonders den Geruchssinn im Hinblick auf die Vegetation. Während Rene (2009:141-145). und Anna (2009:58-62) besonders den Tastsinn erwähnten, da sie hier die Berührung mit den Fledermäusen in der Höhle beschrieben.

Die Bewegungsfreiheit der BesucherInnen im Raum des Tieres, (siehe hierzu Kap. 2.2.4.3.2.), welche das Immersionsgehege bietet wurde besonders von Sabine (2009:12-17) hervorgehoben. Sie beschreibt hier das Gehen über den Erlebnispfad im Regenwaldhaus als eine positive Naturerfahrung.

Karl (2009:107-110) und Thomas (2009:297-300) beschreiben als den primären Grund ihrer Naturerfahrung die dichte sie unmittelbar umgebende Vegetation.

Auffallend ist, dass nur Anna (2009: 58-62) und Rene (2009: 141-145) ihre Naturerfahrung über den nahen Kontakt zu den Tieren konstruieren, während die anderen vier Interviewten die Tiere zwar erwähnen, aber nur als Bestandteil des Settings und nicht in Form einer Begegnung mit ihnen. Karl (2009: 107-110) erwähnt zwar im Laufe des Interviews, dass er zu den Fischen im Regenwaldhaus Nähe empfinden kann, aber in seiner Schilderung der Naturerfahrung kommen sie nur in Form von einer Aufzählung vor, in welcher er schildert was es dort alles zu sehen gibt. Auch bei Thomas (2009: 297-300) und Peter (2009: 36-39) kommen die Tiere des Regenwaldhauses nur als eine visuelle Erscheinung vor, die zwar sehr geschätzt wird, aber zu welcher keine Nähe empfunden werden kann.

Sabine (2009: 12-17) betont die Wichtigkeit der Tiere als Geräuschkulisse und als ein Objekt, nach welchem man in der dichten Vegetation suchen kann. Auch Rene (2009: 145-152) betont später im Interview, dass die Tiere hauptsächlich als Geräuschkulisse wichtig sind und dass man sie eigentlich durch Lautsprecher ersetzen könnte.

Das Gefühl der Nähe zur Natur bedeutet primär die Nähe zur Vegetation. Die einzige Ausnahme bildet hierbei Anna, welche als einzige ihre Erfahrung der Nähe zur Natur ausschließlich als Nähe zum Tier thematisiert. Die anderen Interviewten assoziieren die Vegetation mit den Nahsinnen Riechen und Berühren, während die Tiere weiterhin mit den Fernsinnen Sehen und Hören erlebt werden.

Laura (2009: 599-604), die keine Naturerfahrung im Zoo erlebt hat, bringt den Unterschied zwischen Zoo und Naturerfahrung deutlich zum Ausdruck:

„Also, Wald und Zoo? Es ist schon anders, natürlich ist es anders. Also wenn ich in den Zoo gehe, dann denke ich nicht darüber nach, jetzt gehe ich in die Natur, sondern ich gehe Tiere anschauen, aber die Natur fehlt mir dort auch nicht. Ich habe dort wieder andere Unterhaltungen, die mich interessieren. Dass der Zoo im Wald gebaut sein sollte, nein das passt für mich auch nicht zusammen. Wenn ich den Wald riechen will, dann gehe ich nicht in den Zoo. Aber dort [im Wald] habe ich wieder die Tiere nicht“ (Laura 2009:599-604)

Laura erwähnt den Besuch im Wald als Naturerfahrung, den sie durch den Nahsinn Riechen erlebt. Die Tiere im Zoo erlebt sie primär visuell und dies hat für sie nicht viel mit Natur zu tun. Tiere scheinen auch für sie nicht der primäre Aspekt einer positiven Naturerfahrung zu sein.

3.3.3. Die Interaktion zwischen Mensch und Tier im Zoo

In diesem Abschnitt stehen die konkreten Ereignisse, die der Handlungsraum zwischen den acht Interviewten und dem Tier im Zoo ermöglicht oder fördert, im Mittelpunkt. Dabei wird zwischen dem rein visuellen Kontakt und dem taktilen Kontakt unterschieden, wobei beide auf mehreren Ebenen analysiert werden. Die visuelle Kontaktform reicht vom hierarchischen voyeuristischen Blick bis hin zum egalitären Blickkontakt. Gleich verhält es sich auch bei der taktilen Kontaktform mit welcher die Gefühle von Freude, Ekel und Angst von den interviewten BesucherInnen assoziiert werden.

3.3.3.1. Die visuelle Kontaktform

Die visuelle Kontaktform stand in den Schilderungen der Begegnungen mit dem Zootier ausnahmslos bei allen BesucherInnen im Mittelpunkt. Auf die Frage was der/die BesucherIn vor dem Gehege macht, waren sich die BesucherInnen absolut einig, indem sie angaben, die Tiere zu beobachten, anzuschauen, zu sehen und anzustarren (Anna 2009: 302-302; Sabine 2009: 452-453; Peter 2009: 109-110; Karl 2009: 127-128; Maria 2009: 178-180; Thomas 2009: 152-154; Laura 2009: 303-304; Rene 2009: 91-92). Hier soll besonders auf zwei Arten des visuellen Kontaktes eingegangen werden: auf den dominanten voyeuristischen Blick und auf den egalitären Blickkontakt.

Der als dominant beschriebene Blick, mit welchem die interviewten BesucherInnen das Tier ansahen, kann in den meisten Fällen als einseitig interpretiert werden, da sich die acht BesucherInnen nur in ganz bestimmten Fällen auch vom Tier selber beobachtet fühlten. Ich ordne diese dominante Form des Blickes dem Voyeurismus zu, in Verständnis des Philosophen Joel Rudinow (1979: 176 f.). Dieser definiert den Blick als „voyeuristic project“ (ebd: 176). Charakteristisch für diesen Blick ist, dass er keinen Austausch zulässt und jede Beziehung mit dem gesehenen Objekt negiert. Für den Philosophen steht die Asymmetrie der Macht in der Beziehung, die der Voyeurismus impliziert an erster Stelle (ebd.).

Susan Sontag (1984: 97) erkennt den „voyeuristischen Blick“ (ebd.) in dem Akt des Fotografierens, da dies eine einseitige, objektivierende und distanzschaffende Tätigkeit

darstelle. Aus diesem Grund habe ich den Versuch gemacht die Bandbreite des voyeuristischen Betrachtens im Zoo durch den Akt des Fotografierens zu erschließen.

Neben diesem dominanten Blick habe ich auch den Blickkontakt zwischen den Menschen und den Tieren im Zoo zu analysieren versucht. Die acht Befragten erwähnen so ein Erlebnis zwar nur selten, aber die Tatsache, dass es vorkommt, ist von zentraler Bedeutung. Die Erzählungen von Blickkontakterlebnissen zwischen BesucherInnen und Zootier widersprechen dem berühmten Aufsatz: „Warum schauen wir Tiere an“ vom John Berger (1996), welcher von einem großen Teil der Zoo-kritischen Literatur (Baker 2001, Acompora 2005, Marvin Mullan 1998, Malamud 1998) als Ausgangspunkt für die Mensch-Tier- Beziehung im Zoo zitiert wird. Berger (ebd.: 22 f.) baut seinen Aufsatz auf dem Argument auf, dass ein Blickkontakt zwischen Mensch und Tier im Zoo unmöglich sei, da die Tiere im Zoo das Interesse an ihrer Umwelt verloren hätten und weil andererseits der Blick des Tieres für den Menschen jegliche Bedeutung verloren habe. Ich möchte durch meine Forschung Bergers Argument relativieren, indem, ich aufzeigen werde, unter welchen Bedingungen ein Blickkontakt mit den Tieren möglich ist.

3.3.3.1.1. Der „voyeuristische Blick“: Das Fotografieren

Der Akt des Fotografierens kann den von mir durchgeführten Interviews zufolge in zwei Kategorien unterteilt werden. Im ersten Fall wurden reine Tieraufnahmen gemacht, während in zweiten Fall Tiere und MitbesucherInnen gemeinsam fotografiert wurden.

Maria (2009: 150-158) und Thomas (2009: 170-180) machen reine Tierfotos und halten auf diese Weise die Tiere so fest, wie sie sie sehen wollen. Thomas (ebd.) gibt an, dass er gern authentische Tiere im Zoo sehen will und so sparen seine, wie er meint, gelungene Bilder, jegliche Hinweise auf die Gehege aus. Die Fotos sollen so erscheinen, als hätte man sie in freier Wildbahn geschossen. Maria (2009: 150-158) sucht für ihre Fotos nicht das authentische, sondern das glückliche Tier, aber hierbei versucht sie genauso das Tier nur in seinem naturnahen Setting auf den Bildern einzufangen. Das Fotografieren wird hier neben dem voyeuristischen Akt auch zu einem Versuch nicht nur das festzuhalten was man sehen will, sondern es auch teilweise selbst durch die Bilder zu erschaffen. Man könnte meinen, dass die Tiere hier von den BesucherInnen durch den Akt des Fotografierens objektiviert und definiert werden.

Sabine (2009: 456-462) gab an, ab und zu reine Tieraufnahmen zu machen, weil es manchmal unterhaltsam sein kann, gerade dann wenn sich die Tiere nicht umdrehen wollen. Es wird so zu einer Herausforderung, die Tiere von vorne zu fotografieren. Im Großen und Ganzen spricht sie sich aber gegen diese reine Tierfotografie aus, indem sie meint (ebd.):

„Ja, obwohl ich halt davon [der reinen Tierfotografie] eher wieder ein bisschen abgekommen bin, von so nur Tiere fotografieren. Also ich hab dann schon die Ute und Gabi vorm Panda fotografiert. So ja, also damit man mehr Interaktion hat, also nicht Interaktion mit dem Tier, aber damit man ein bisschen Action dabei hat“ (Sabine 2009:456-462).

Neben Sabine (ebd.) stellen auch Anna (2009: 510-525) und Laura (2009: 350-358) die MitbesucherInnen bei ihren Fotos in den Mittelpunkt. Der Grund, warum sich die drei BesucherInnen gegen reine Tierfotos entschieden, ist eine Folge des dominanten voyeuristischen Blickes im Zoo. Alle drei empfinden das Tier im Zoo als ein Objekt, mit welchem sie keine Beziehung eingehen können. Demzufolge müsste das Tier für Laura (ebd.) schon etwas höchst Außergewöhnliches machen, um sie dazu zu bewegen, ein Foto zu machen. Für Sabine (2009: 456-464) ist das Betrachten der reinen Tierfotos langweilig und für Anna (2009:510-525) fehlt das Verhältnis zum Zootier und damit der Wille es zu fotografieren. Auch Rene (2009: 93-96), Peter (2009: 321-323) und Karl (2009: 198-203) haben gar kein Bedürfnis im Tiergarten zu fotografieren.

Bei den von mir interviewten BesucherInnen zeigt sich also, dass die meisten von ihnen kein Interesse daran haben das Tier zu fotografieren und auch nicht das Verlangen danach, es länger zu beobachten. Sie geben an meist nicht länger als ein paar Minuten vor den Gehegen zu verbringen.

Auf die Frage, ob das Desinteresse an Tieren die BesucherInnen zur schnellen visuellen Konsumation der Tiere veranlasst oder umgekehrt, scheint der Philosoph und Environmentalist Neil Evernden (1985: 83 ff.) eine Antwort zu haben. Im Hinblick auf die Erfahrung von Natur als etwas Positivem sieht er die Reduzierung des Erlebens auf die visuelle Erscheinung als besonders irreführend. Das reine visuelle Erleben, so der Philosoph, kann das Gesehene Subjekt nur objektivieren, da es zwischen dem Sehenden und dem Gesehenen eine räumliche und mentale Distanz schafft. Das Resultat dieser

visuellen Reduzierung ist Desinteresse und emotionale Distanz des Subjekts zum Objekt (ebd.).

Obwohl die meisten BesucherInnen die Tiere nicht fotografieren, heißt es nicht, dass sie nicht den dominanten voyeuristischen Blick wählen. Der Blick, der die Tiere objektiviert ist vorhanden, aber durch das Ansprechen des Themas Fotografieren wurde klar wie unzufrieden die interviewten BesucherInnen mit dieser Beobachtungsform sind. Bei näherer Analyse wird sehr deutlich, dass sieben der acht Interviewten diesen dominanten Blick zwar wählen, sich jedoch andere oft verbotene Kontaktformen wünschen. In diesem Sinne möchte Laura (2009: 301-308) die Tiere füttern und Sabine (2009: 469-481) die Tiere streicheln, jedoch beides ist weitestgehend verboten. Anna (2009: 326-343) möchte mit den Tieren gerne reden, wenn sie nah genug an sie herankommen kann und Peter (2009: 287-289) würde die Tiere gerne provozieren, damit sie sich mehr bewegen. Thomas (2009: 188-194), Maria (2009: 132-149) und Karl (2009: 162-171) bleiben zwar im reinen visuellen Bereich, aber bemühen sich den voyeuristischen Blick durch den egalitären Blickkontakt zu ersetzen.

3.3.3.1.2. Der egalitäre Blick: Der Blickkontakt

Die Tatsache, dass man von einem Tier angesehen wird, heißt noch nicht, dass man das Gefühl hat, Blickkontakt mit ihm zu haben. Denn - wie ich im Folgenden aufzeigen werde - muss den Tieren zuerst überhaupt ein Blick zugetraut werden. In der Schilderung des Blickkontaktes kann der jeweilige anthropomorphe, anthropozentrische oder therianthropische Zugang zum Tier (siehe Kap. 3.3.1.1.) gut aufgezeigt werden.

Der überwiegend anthropomorphe, aber hierarchische Zugang der Zoobesucherin Maria (2009: 132-149) macht es nachvollziehbar, dass sie Blickkontakt zu den Tieren hat und dies auch genießt. In diesem Zusammenhang nennt sie die Eule, den Pelikan, den Löwen und die Orang-Utans. Die Tiere müssen sie hierbei nur länger ansehen d.h. eine offensichtliche Reaktion seitens der Tiere auf ihre Anwesenheit ist für sie nicht notwendig. Bei vielen Tieren sei der Blickkontakt eben nicht möglich, wie sie erzählt, da diese die BesucherInnen gar nicht anschauen, weil sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt seien (ebd.).

Der therianthropische Zugang ist nicht mit einem wirklichen Blickkontakt zu den Tieren verbunden. Denn Peter (2009: 107-114) konstruiert die Tiere als instinktgesteuerte Wesen,

die kein eigenes „Ich“ besitzen, mit dem sie zurückschauen könnten. Ein Kontakterlebnis hatte Peter (2009: 291-297) aber schon einmal im Tiergarten Schönbrunn mit einer Löwin. Das Tier habe damals auf das Fell im Kinderwagen seines Sohnes mit Aggression reagiert. Daraufhin habe er die Löwin absichtlich damit provoziert, um sie noch mehr brüllen und fauchen zu sehen.

Der anthropozentrische Zugang lässt keinen Blickkontakt zu, aber die sechs BesucherInnen, bei welchen überwiegend dieses Zuganges vorkam, hatten dennoch Blickkontakterlebnisse, indem sie unter gewissen Bedingungen in den anthropomorphischen Zugang wechselten. Ob der Blickkontakt als positiv oder negativ empfunden wurde, hängt für die interviewten BesucherInnen davon ab, wie viele Gemeinsamkeiten und Unterschiede konstruiert werden können. Ausschlaggebend hierbei scheint zu sein, wie aktiv das Tier selbst an dem Blickkontakt beteiligt ist.

Positive Erlebnisse werden in diesem Bereich von Anna (2009: 330- 350) und Sabine (2009: 304-310) geschildert. Anna redet mit Tieren, die eindeutig auf sie reagieren, d.h. von denen sie sich eindeutig angeschaut fühlt. Im Zoo Schönbrunn hat sie jedoch keinen positiven Blickkontakt mit Tieren gehabt (ebd.). Sabine (2009: 304-310) hingegen berichtet von einem Erlebnis des positiven Blickkontaktes mit einer Löwin. Diese sei, wie Sabine (ebd.) berichtet, ganz nah zur Glaswand gekommen und hätte sich jeden Besucher davor genau angesehen. Sie interpretierte den Blick der Löwin als dominant, bedrohlich und über alles beeindruckend. Charakteristisch für diese Art von Blickkontakt ist die Tatsache, dass das Tier selbst ein aktiver Akteur in der Beziehung wird. Die Tiere reagieren hier eindeutig auf den Menschen und werden auch als bewusste Akteure vermenschlicht. In diesem Sinne beschreibt Anna (2009: 330-350), wie der Elefant in Lissabon mit ihr geredet hat, das Zebra mit ihr nicht reden wollte und der Tapir sie freundlich begrüßt habe. Sabine (2009: 304-310) sagt über die Löwin, dass diese sich die BesucherInnen vor ihrem Gehege ganz genau anschauen wolle und daher ganz nah zu ihnen komme.

Der negative Blickkontakt findet dann statt, wenn die vermenschlichten Tiere nicht direkt auf den Menschen reagieren. In diesem Zusammenhang werden die Tiere als Gefangene und Opfer interpretiert. Karl (2009: 172-180) möchte zwar Blickkontakt mit den Tieren haben, aber einerseits gelinge ihm dies nur sehr selten und andererseits, wenn die Tiere ihn ansehen, empfinde er sie als traurig. Aus diesem Grund versuche er durch Blickkontakt

den Tieren etwas an positiver Energie zu übermitteln. Thomas (2009: 326-332) hingegen strebt keinen Blickkontakt mit den Tieren an, da er sie nur beobachten möchte. Wenn er sich dann selbst beobachtet fühlt, ruft es in ihm Schuldgefühle hervor. Dies war der Fall als er einen Löwen durch die kleinen Glasfenster, welche eine sehr intime Nähe zum Ruheplatz der Löwen ermöglichen, angeschaut habe. Er habe dem Tier direkt und aus nächster Nähe in die Augen geschaut und fühlte sich auch angeschaut, ohne dass der Löwe dabei direkt auf ihn reagiert hätte (ebd.).

Neben den Löwen, die anscheinend öfters auf die BesucherInnen reagieren, gibt es Tiere, die bei allen BesucherInnen einen anthropomorphischen Zugang ausgelöst haben. Dies waren die Orang-Utans. Ihre physische Ähnlichkeit mit dem Menschen wird auch vom Tiergarten selbst verstärkt, denn sie werden direkt vermenschlicht. Sie tragen Namen und haben jeweils eine eigene Herkunftsgeschichte. Ein Orang-Utan wird mit zeichnen beschäftigt und für die anderen stehen leere Kartons und Seile zur Verfügung, um sich zu beschäftigen. Ihre Gehegeanlage war im Jahr 2009 ohne jegliche Vegetation nur mit ein paar Seilen als Klettermöglichkeiten ausgestattet. Das Besondere an dem Zugang zu diesen Tieren scheint darin zu liegen, dass sie nicht auf die BesucherInnen reagieren müssen, sie ja nicht einmal anschauen müssen und dennoch im höchsten Grade vermenschlicht werden. Nur Maria und Karl haben im Gegensatz zu den anderen interviewten BesucherInnen die Primaten im Vergleich zu den anderen Tieren nicht besonders hervorgehoben.

Anna (2009: 90-108), Sabine (2009: 312-319; 551-559), Peter (2009: 14-28; 219-220) und Thomas (2009: 70-80) betonen, wie sehr die Orang-Utans den Menschen ähnlich seien und diese werden sogar von ihnen den Menschen gleichgestellt. Es besteht für sie kein Zweifel daran, dass die Tiere sich ihrer Gefangenschaft voll bewusst sind und damit leiden. Anna (2009: 90-108) beschreibt sehr treffend was den Blick des Orang-Utans im Vergleich zu den anderen Tieren so anders mache:

Anna: Weil sie [die Orang-Utans] uns anschauen!

Interviewerin: Was meinst du?

Anna: Weil sie sich provokativ wegrehen und uns anschauen und sowas; da fühlt man sich beobachtet.[...].

Interviewerin: Das Gefühl hast du jetzt bei einer Giraffe nicht, dass sie dich anschaut?

Anna: Doch, aber das interessiert sie nicht so. Es ist nicht die gleiche Ebene; da

oben ist eine andere Luft [lacht].

Interviewer: Und was ist mit einem Panda, die schauen ja auch?

Anna: Ja, nur halte ich nicht viel von der Intelligenz der Pandas [lacht]. Ich weiß nicht, mir kommen sie halt nicht viel schlau vor. Die sind halt so niedlich, aber, ob sie wirklich schlau sind. Ich glaub eher nicht“ (Anna 2009: 90-108).

Die physische Ähnlichkeit der Orang-Utans mit den Menschen, wie sie von Anna und von weiteren drei BesucherInnen beschrieben wird, scheint dem Primaten einen Geist, ein Selbstbewusstsein und eine Intention zu verleihen und damit wird der egalitäre Blick möglich.

Laura (2009: 650-658) und Rene (2009: 195-199) beschreiben die Orang-Utans zwar nicht als Menschen, aber sie billigen ihnen ein Bewusstsein zu und das Bewusstsein über ihre Gefangenschaft. In diesem Zusammenhang erzählten sie Erlebnisse mit Primaten aus anderen Zoos, bei welchen sich die Tiere dem Blick des Menschen aktiv zu Wehr gesetzt haben. Rene (ebd.) erwähnt hier den weißen Gorilla in Barcelona, der sich absichtlich mit dem Rücken zu den BesucherInnen gedreht habe, weil er wusste, dass ihn alle fotografieren wollten. Laura (2009: 650-658) erzählt von den Schimpansen des Prager Zoos, welche die BesucherInnen mit Kot bewarfen. Für sie bedeutet diese Handlung einen Akt der Verteidigung gegen das tägliche Angestarrt-Werden seitens der BesucherInnen.

Die Schilderungen der Interviewten über Blickkontakt mit den Tieren geben dem Tier, wie der Soziologe Martin Gotthard Teutsch (1975: 40 ff.) es bezeichnet, eine Du-Evidenz. Das bedeutet, dass das Tier als ein Individuum und ein Interaktionspartner vom Menschen wahrgenommen wird. Im Gegensatz dazu steht die anonyme kollektive Beziehung zum Tier (vgl. Teutsch: ebd.), welche das Tier als Vertreter einer Kategorie erscheinen lässt und es damit vollkommen austauschbar macht. Diese zweite Form findet sich vermehrt in den Aussagen der Interviewten zum voyeuristischen Blick und der Fotografie wieder, da hier deutlich wird, dass die Interviewten keine Beziehung zu den gesehenen Tieren aufbauen können (siehe Kapitel 3.3.3.2.).

Nicht jede Kontaktform führt zur Anthropomorphisierung des Tieres, wie einerseits die Beschreibung des therianthropischen Zugangs zeigt und wie ich andererseits anhand der Kontaktform des Berührens zeigen werde.

3.3.3.2. Das Berühren als ambivalente Beziehung

Das Gefühl, einem Tier sehr nahe zu kommen, hängt sehr stark damit zusammen, ob man die Möglichkeit bekommt, das Tier zu berühren (siehe hierzu Kapitel 3.3.2.). Hier soll es nun um die tatsächliche Berührung des Tieres gehen. Im Gegensatz zum Sehen gibt der Mensch beim Berühren des Tieres seine Distanz auf und diesen Verlust empfinden die acht InterviewpartnerInnen als höchst ambivalent. Sie beschreiben die Berührung als eine Erfahrung, die mit drei Empfindungen zusammenhängt, welche auch zusammen vorkommen können. Diese sind Freude, Angst und Ekel.

3.3.3.2.1. Berührung als ein Erlebnis von Freude

Fünf meiner InterviewpartnerInnen äußern sich positiv über das Füttern der Zootiere. Sie geben zwar an, das Fütterungsverbot im Tiergarten weitestgehend zu befolgen, aber sie sind damit nicht einverstanden. Thomas (2009: 347-360) und Anna (2009: 534-545) füttern die Tiere nicht selbst, aber betonen wie wichtig diese Beschäftigung für Kinder sei, um eine positive Beziehung mit den Tieren aufbauen zu können.

Laura (2009:400-408), Sabine (2009:407-418) und Maria (2009:241-246) berichten von Situationen, in welchen sie selber die Tiere gefüttert haben, wobei nur Maria (ebd.) zugibt, sich aktiv dem Fütterungsverbot des Tiergartens Schönbrunn zu widersetzen. Die Erzählungen der anderen zwei Besucherinnen beziehen sich auf andere Zoos.

Laura (2009:400-408) erzählt über ihre Fütterungserlebnisse, indem sie die Tierarten aufzählt, die sie im Zoo von Bratislava gefüttert hat und wie äußerst unterhaltsam dies war.

Sabine (2009:407-418) berichtet von ihren Erlebnissen im Tierpark Enghagen, in welchem sie als Kind Tiere gefüttert hatte. Das Füttern empfand auch sie als äußerst unterhaltsam und bezeichnet die Tiere dabei als „Ziegen und so Zeugs“ (Sabine 2009:418).

Maria (2009:241-246) stellt auch den Spaß, den sie dabei empfunden hatte in den Vordergrund ihrer Erzählung. Sie kann sich noch genau daran erinnern, dass die Tiere sehr viel fraßen, aber darüber ob es Ziegen oder Schafe waren, war sie sich nicht mehr sicher.

Auffallend bei allen drei Berichten ist das Fehlen der Individualität des Tieres, was der Soziologe Teutsch (1975: 48 ff.) als die Du-Evidenz bezeichnet. Ihm zufolge sollte ein direkter Kontakt mit einem Tier diese Du-Evidenz auslösen (ebd.). Den Berichten der drei

Interviewpartnerinnen zufolge entsteht keine Beziehung zum Tier oder nur eine, wie der Soziologe es nennt, anonyme kollektive Beziehung (ebd.). Baker (2001: xviii). erklärt diese fehlende Du-Evidenz der Tiere dadurch, dass das Füttern von Tieren im Zoo primär als ein unterhaltsames Erlebnis konstruiert wird. Das lebendige Tier ist hierbei nur ein Mittel für das Erlebnis und kein Teil davon. Der Philosoph Yi-Fu Tuan (1984: 80) definiert dieses unterhaltsame Erlebnis als einen Akt von Macht und Überheblichkeit. Der Mensch ist hier der/die Gebende und das Tier der Nehmende oder sogar der Bettelnde.

So betrachtet kann das Füttern von Tieren im Zoo nie zu einer Beziehung mit ihnen führen und kann als eine rein egoistische Handlung gewertet werden, wie dies auch der Tiergartenbiologe Hediger (1965: 135) betont.

Das Füttern der Tiere ist für die fünf Befragten ein Versuch mit dem Tier in Kontakt zu treten. Laura (2009: 390-392) beschreibt diesen Wunsch nach Kontakt sehr gut, als ich sie fragte, warum sie die Tiere so gern füttere.

„Das Tier kannst nur locken durch Futter, weil sprechen kannst mit ihnen nicht, Grimassen schneiden, Mimik kannst auch nicht, wenn du einen Löwen anbrüllst wird es dir auch nicht helfen“ (Laura 2009: 390-392)

Laura behauptet hier, dass das Füttern das einzige Mittel sei, um mit dem Tier zu interagieren. Diese Haltung vertritt neben Laura auch Sabine (2009: 482-488) und in abgeschwächter Form auch Thomas (2009: 347-360) und Anna (2009: 524-545), welche vor allem den Kontakt zwischen Tieren und Kindern hierbei hervorheben.

Das Füttern als eine Form des Berührens des Tieres ermöglicht es dem Menschen die Kontrolle über die Interaktion zu behalten, indem er gibt und das Tier nimmt. Ausgehend von dieser Hierarchie scheint das Entstehen einer Beziehung zum Tier nicht möglich zu sein. Wie sich das Erlebnis wandelt, wenn die acht BesucherInnen glauben diese Kontrolle zu verlieren, wird in den folgenden Unterkapiteln thematisiert.

3.3.3.2.2. Berührung als ein Erlebnis von Angst

Die Philosophin Diaconou betont beim Tastsinn die Gleichzeitigkeit von berühren und berührt werden, welches nicht nur das Objekt, sondern auch das Subjekt der Berührung stets verletzbar macht (2005:78). Das Potential der Verletzung steht für alle BesucherInnen

auf zwei unterschiedlichen Ebenen im Vordergrund, wobei einmal der Mensch und das andere Mal das Tier als Opfer konstruiert werden.

Die Erzählungen, die den Menschen als Opfer und das Tier als gefährlich beschreiben, stammen von vier BesucherInnen, wobei keiner davon von einer eigenen erlebten Verletzung berichtete. Wobei nur Maria (2009: 115-121) und Rene (2009: 98-110) von konkrete Erlebnisse zu diesem Bereich erzählten, während Laura (2009: 460-461) und Peter (2009: 334-336) nur allgemeine Aussagen zur Mensch-Tier Begegnung in diesem Zusammenhang äußerten.

Rene (2009: 98-110) hatte in verschiedenen Tiergärten Erlebnisse, die ihm die Gefährlichkeit der Tiere vor Augen geführt hatten. Hierbei nannte er den Emu, der seinen kleinen Sohn in den Finger gepickt habe. Ein Affe hätte seiner Tochter die Hand geschüttelt und sie dabei leicht gekratzt. Außerdem wurde er Zeuge davon, wie ein anderer Mitbesucher einen Gepard ärgerte, woraufhin das Tier ihm das Ohr zerkratzt hätte. In all diesen Situationen schildert er die Tiere als einzelne Akteure und nicht die Vertreter einer Art. Für Rene verwandelt sich das Zootier im Augenblick, in dem es einen Handlungsraum mit dem Menschen teilt, in einen gefährlichen Akteur.

Maria (2009: 115-121) berichtet zwar nicht von tatsächlichen Verletzungen, aber auch sie konstruiert das Übertreten von Grenzen als eine Gefahr, wie das von ihr geschilderte Erlebnis beim Pelikangehege im Zoo Schönbrunn deutlich macht. Es ist ein Freiluftgehege mit nahem Kontakt und an manchen Orten auch Berührungsmöglichkeit. Der Pelikan ist auch in ihrer Schilderung ein Akteur. Sie schildert ihre Erfahrung folgendermaßen:

„Da steht ja extra angeschrieben, dass man da nicht die Hand über den Zaun halten soll. Und da waren wir mal mit Freunden dort und ein Bekannter von mir, also der macht das sehr gerne, der provoziert diesen Pelikan halt. Und er hat halt, so aus Spaß, hält [er] die Hand rüber und der [Pelikan] hat halt zugeschnappt. Und da habe ich gefunden, hat man doch eine Nähe zum Tier, wo ich mir denke ok [muss ich nicht haben]“ (2009: 115-121).

Die Gefährlichkeit des Pelikans für das Wohlbefinden des Menschen konstruiert Maria in ihrer Aussage auf zwei Ebenen. Einerseits erwartet sie bereits die Gefährlichkeit des Tieres, da es eine Absperrung und ein Warnschild vor dem Gehege gibt und andererseits erschreckt sie das Zueschnappen des Pelikans, das ihren Bekannten beinahe verletzte.

Neben Maria (ebd.) und Rene (2009: 98-110) empfinden auch Laura (2009: 460-461) und Peter (2009: 334-336) die Trennbereiche zwischen Mensch und Zootier als Hinweis für die Gefährlichkeit einer Begegnung zwischen ihnen. So sieht Peter (ebd.) die Distanz, die zu den Zootieren im Tiergarten Schönbrunn herrscht als gerechtfertigt, da eine Nähe zu ihnen viel zu gefährlich wäre. Laura (2009: 460-461) sagt es noch direkter, in dem sie meint:

„Ich glaube, dass wenn die Tiere für die Menschen, die hingehen nicht gefährlich wären, dann könnten sie frei herumgehen“ (Laura 2009: 460-461).

Sie erwähnt später im Interview, dass die Gehege auch die Tiere vor dem Menschen schützen. Das gefährliche Tier bleibt jedoch im Vordergrund. Sie betont, dass jedes Tier, sogar ein kleiner Nager, einen Menschen verletzen kann und man gehe nicht in den Zoo um sich bedroht zu fühlen, sondern um sich zu unterhalten (Laura 2009: 461-470).

Anna (2009: 790-808), Sabine (2009: 603-657), Karl (2009: 253-273), und Thomas (2009: 532-534) stellen bei ihrer Konstruktion von Grenze und Gefahr die Bedrohung, die der Mensch für die Tiere darstellt in den Mittelpunkt. Sie gehen hierbei nicht auf das tatsächliche Berühren der Zootiere ein, sondern thematisieren den Einfluss des Menschen auf das ökologische Gleichgewicht. Der Mensch verändere die Welt der Tiere sehr negativ, wie die Befragten betonen, und daher solle er aufhören in die Welt der Tiere einzugreifen. Die fünf BesucherInnen sahen den Menschen in Zusammenhang mit der Berührung mit der Welt der Tiere als einen eindeutigen Feind deren natürlicher Umwelt.

Der Tiergarten Schönbrunn fördert sowohl die Vorstellungen des gefährlichen Tieres für die Menschen, als auch die Vorstellung des gefährlichen Menschen für das Tierreich. Einerseits deuten im Wahrnehmungs- und Interaktionsraum architektonische Trennungen zwischen Mensch und Tier auf die potentielle Gefahr hin, die beide füreinander bedeuten. Andererseits zeigen die Informationsschilder zu jedem Tier seine Gefährdungssituation an, wobei eine Bild den Feind des spezifischen Tieres abbildet. In den meisten Fällen ist ein anonymes Mensch darauf abgebildet. Der Tiergarten verbreitet hier das Bild des Menschen als Feind der Natur und stellt ihn auf diese Weise als einen abgetrennten Teil von der Natur dar.

Die Gefahrenkomponente ist nicht nur in der Beziehung zwischen Mensch und Tier allgegenwärtig, sondern auch in der Beziehung zwischen den Tieren untereinander. Die Tiere sollen sich auch gegenseitig nicht verletzen, jagen oder töten, wie vier der

InterviewpartnerInnen (Anna 2009: 880-885, Thomas 2009: 790-793, Laura 2009: 865-871, Rene 2009: 604-611) betonen.

Die Komponente der Gefahr in den Begegnungen zwischen Mensch und Tier bleibt wie oben beschrieben meist auf der theoretischen Ebene in Als-ob Szenarien. In den Schilderungen über tatsächliche Berührungen, in welchen die InterviewpartnerInnen selbst die Akteure waren, ist das Gefühl des Ekels dominanter als das der Angst.

3.3.3.2.3. Berührung als ein Erlebnis von Ekel

Neben der Verletzbarkeit und dem damit verbundenen Schmerz, bringt der Tastsinn auch das Empfinden von Ekel mit sich. Sartre (1948: 23 zit. in Diaconou 2005: 79) nennt den Ekel sogar die Grundstimmung des Tastsinnes, da hierbei das Subjekt seine Grenze zum berührten Objekt verliert. Ekel wird besonders durch Schmutz, der an dem Subjekt haften bleibt hervorgerufen. Hierbei werden die Grenzen zwischen Objekt und Subjekt aufgelöst und dies empfindet man, wie Sartre (ebd.) betont, als höchst störend und somit ekelig. In diesem Zusammenhang sehen die Soziologen Phil McNaghten und John Urry (1998: 126) das Gefühl des Schmutzig-werdens sehr eng mit dem Gefühl des Berührens verbunden. Die Erlebnisse bei der Berührung des Tieres im Zoo heben den Aspekt des Schmutzes und den damit verbundenen Ekel besonders hervor, wie sich bei den von mir geführten Interviews zeigte.

Obwohl das potentielle Berühren von einigen der Befragten als eine positive Nähe zum Tier empfunden wurde (siehe hierzu Kap. 3.3.2.1.) dargestellt habe, ist das tatsächliche Berühren der Tiere von den BesucherInnen nicht besonders erwünscht, wie sieben meiner InterviewpartnerInnen betonen.

Der Ort im Tiergarten Schönbrunn, an welchem das Berühren von Tieren erwünscht ist, ist der Streichelzoo. Dieser wurde von den interviewten BesucherInnen nicht genutzt. Vier der Befragten äußerten sich auf zwei unterschiedliche Weisen zu diesem Thema. Maria (2009: 395-401) und Sabine (2009: 405-408) gaben an, diese Einrichtung nicht nutzen zu können, da diese ja nur für Kinder eine Attraktion darstelle. In diesem Sinne waren all ihre Erinnerungen vom Streicheln von Tieren, Erlebnisse aus ihrer Kindheit. Anna (2009: 53-58) und Karl (2009: 287-293) hingegen sehen den Schmutz der Tiere als ausschlaggebend dafür, dass sie die Tiere im Streichelzoo nicht berühren wollen. Der Ursprung dieses Schmutzes liegt für Anna (2009: 53-58) bei den Menschen, die das Tier berühren und für

Karl (2009: 287-293) beim Tier selber, aber keiner von den beiden möchten diesen Schmutz an seinen Händen haben, wie sie betonen. Sie konstruieren hier das Tier durch ihre Aussagen, als das Gebende und sich selbst als die Nehmende, da der Schmutz des Tieres an ihnen haften bleibt. Diese Umkehrung der Rollen zeigt sich auch sehr gut in Lauras (2009: 413-415) Erzählung, in welcher sie ein Kamel füttert, das seine passive Rolle des Nehmenden aufgibt und sich das Futter aktiv schnappte. Hierbei schleckt das Kamel die Hand der Interviewten ab. Sie beschreibt diese Erfahrung folgendermaßen:

„Da nahm das Kamel das Futter samt meiner Hand ins Maul und ich nahm sie raus und zog zwei Meter Sabber nach sich. Meine Hand war so an gesabbert. Das war, wie ein einziger Schleim, pfui, das war widerlich [lacht]“ (Laura (2009: 413-415).

Sie beschreibt hier das Kamel als das Aktive, d.h. als das Dominante, während sie sich selbst in eine passive Rolle gedrängt fühlt. Das dominante Gefühl dieser Begegnung ist Ekel, aber wie ich anhand Peters (2009: 78-79) Beispiels aufzeigen möchte, tragen auch positive Berührungserlebnisse mit Tieren das Potential des Ekels in sich. Peter hat im Budapester Zoo die Möglichkeit gehabt, ein Nashorn durch den Zaun hindurch zu berühren. Dieses Erlebnis faszinierte ihn und er beschrieb die Haut des großen Säugetieres als eine ganz andere Art von Oberfläche, als etwas ganz raues, aber natürlich auch als etwas äußerst schmutziges. Obwohl er hier die Freude der Berührung hervorhebt, betont er auch zugleich den ekeligen Teil der Erfahrung.

In Renes (2009: 83-85) Schilderung ist statt der Freude die Angst vor der Berührung dominant, wobei das Gefühl des Ekels gleichermaßen vorkommt. Rene beschreibt einen Ausflug in den Tierpark Gänserndorf, in welchem man mit dem eigenen Auto in die Areale der Tiere hineinfährt. Er erzählt jedoch auch, dass er es bevorzugte mit dem Bus zu fahren, da er Angst hatte, dass die Tiere sein Auto zerkratzen oder mit ihrem Speichel schmutzig machen würden.

Das Gefühl des Ekels scheint bei der tatsächlichen Berührung von Tieren dominant zu sein, wobei die Erlebnisse im Immersionsgehege des Regenwaldhauses des Schönbrunner Tiergartens eine Ausnahme bilden. Rene (2009: 141-150) beschreibt die Begegnung mit den Fledermäusen in der Höhle im Gegensatz zu seinen anderen Erlebnissen von Nähe zu Tieren als etwas Positives. Hier erwähnt er die Aspekte der Gefahr oder des Ekels nicht mit einem Wort. Anna (2009: 568-571) beschreibt ihre Begegnung mit den Fledermäusen sehr detailliert und zeigt wie alle drei Aspekte ihre Erfahrung prägen, aber wie die Freude als

einzigste Erfahrung übrig bleibt. Ihr erster Eindruck in der Höhle war vom Gefühl der Gefahr geprägt. Sie vergleicht in ihrem ersten Eindruck die Fledermaushöhle mit einem Haus des Horrors und betont die Aufregung. Das Gefühl bei der Berührung selbst war positiv. Sie beschreibt es mit Worten wie „im Gesicht gekitzelt“, „angenehm“ und „flauschig“ (ebd.: 70) und betont gleichzeitig, dass sie es nicht verstehe, dass die Frauen in den Filmen bei einer solchen Begegnung vor Ekel „kreischen“ (ebd.: 71). In einem Immersionsgehege scheint die Berührung mit dem Tier eine willkommene Begegnung zu sein.

Die Konstruktion von Schmutz kann man auch anhand von Mary Douglas (2003: 36) zu deuten versuchen. Die Kultur- und Sozialanthropologin sieht Schmutz vor allem in symbolischer Hinsicht, da die medizinisch-hygienischen Erklärungen von Schmutz unsere Haltung gegenüber diesem nicht erklären können. Der Schmutz ist an sich nicht gefährlich oder ansteckend, sondern nur eine Substanz, die sich nicht am richtigen Platz befindet. Sie nennt dies „matter out of place“. Schuhe an sich sind nicht dreckig, tut man sie jedoch ins Bett, werden sie zu Schmutz (ebd.). Die Vorstellungen über Schmutz und Reinheit, so Douglas (ebd.: 160), machen eine soziale Ordnung sichtbar, wobei Schmutz ein Mittel darstellt, um soziale Grenzen zu konstruieren.

Angewendet auf meine Ergebnisse kann man zu dem Schluss kommen, dass Tiere nur dann als schmutzig gelten, wenn sie sich in der menschlichen Gesellschaft befinden, da sie dann dem Menschen hierarchisch untergeordnet sind. Dabei sollen die Tiere die Nehmenden und die Menschen die Gebenden sein, wobei eine Umkehrung dieser Rollen ein Verstoß gegen die soziale Ordnung darstellt. Im Gegensatz dazu ist das Tier in der Natur oder in der nachgebildeten Natur des Immersionsgeheges nicht schmutzig, da hier diese hierarchische Beziehung zwischen Menschen und Tieren nicht gegeben zu sein scheint. Das Immersionsgehege könnte hier einen potentiellen Raum für eine positive Begegnung zwischen Mensch und Tier schaffen, indem es einen Raum darstellt, wo die Distanz zwischen Natur und Kultur aufgehoben zu sein scheint. Der Mensch kann hier ein Teil werden von einer tierreichen ungefährlichen Natur, welche er sonst nicht in dieser Weise erleben kann.

4. Conclusio

Welche Naturvorstellungen lässt nun der Raum im Tiergarten zu? Die Naturvorstellungen, die ich durch meine Beobachtung im Tiergarten Schönbrunn und der darauf aufbauenden qualitativen Interviews ermittelt habe, sollen nun anhand Descolas (2006a) Theorie aufgeschlüsselt werden. Descola hat einen Ansatz entwickelt, der es ermöglicht das Weltbild einer Gesellschaft als eine Mischung aus „Idealtypen“ von vier Ontologien zu verstehen. Hierbei schließt er durch gewisse beobachtbare Beziehungsformen auf die jeweilige Ontologie des Animismus, des Totemismus, des Naturalismus oder des Analogismus. Diese Ontologien, wie Descola (ebd.) sie nennt, geben Aufschluss darüber wie Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen Menschen und Nicht-Menschen konstruiert werden. In Folge sollen die jeweiligen Idealtypen, die im Handlungsraum des Zoos beobachtet werden können, dargestellt werden.

Der Tiergarten Schönbrunn stellt den Artenschutz bei seinem Bildungsauftrag, seiner Forschungstätigkeit und seiner Projektunterstützungen an die oberste Stelle. Der „Schutz“ (ebd.) als dominante Beziehungsform zur Natur offenbart eine zutiefst hierarchische Beziehung, wie sie für den Naturalismus (vgl. Descola 2006a), der die klare Trennung zwischen Natur und Kultur postuliert, charakteristisch ist. Die Ähnlichkeiten zwischen den Menschen und den Nicht-Menschen werden durch die naturwissenschaftliche Prägung der Zoos auf der physiologischen und morphologischen Ebene hergestellt. Körperliche Merkmale im weitesten Sinne dienen als die gemeinsame Basis aller Lebewesen. Die Differenzen werden im Bereich des geistigen Innenlebens gemacht, d.h. dass die Tiere eine Seele oder ein „Ich“ besitzen wird angezweifelt. In dieser Hinsicht hütet sich der Zoo üblicherweise davor, die Tier zu sehr zu vermenschlichen, um das naturwissenschaftliche Image nicht zu verlieren.

Anstatt die Tiere in die Gesellschaft der Menschen zu holen, bemüht sich der Tiergarten darum die Natur zu den Menschen zu bringen. Dies zeigt auch die Gehegegestaltung des Tiergartens Schönbrunn, der sich um ein naturnahes Setting für die Tiere bemüht. Die Tiere seien nur in naturnahen Gehegen ein schöner Anblick, wie alle Interviewten betonten. Nur hier sehen sie wie Wildtiere aus und nicht wie gezähmte Haustiere. Ausschlaggebend für Wildtiere sei ihre Distanz zum Menschen und ihr Leben, das sich der menschlichen Kontrolle entzieht. Daher sind die naturnahen Gehege Ausschnitte einer Natur, die den Menschen ansonsten nicht zugänglich ist und völlig getrennt von ihnen

existiert. In den meisten Fällen waren sich die Befragten darüber einig, dass es zwischen Menschen und Wildtieren keine Beziehungsform geben soll bzw. kann. Gleichzeitig empfanden sie nur die Wildtiere als die authentischen Tiere.

Ingold (2002) interpretiert die Unterscheidung zwischen wilden und zahmen Tieren als einen Ausdruck der Natur-Kultur-Dichotomie, da diese Unterscheidung darauf basiert, dass der Mensch die Wahl hat in die sogenannte Natur einzugreifen oder eben nicht. Wilde Tiere leben außerhalb der menschlichen Kontrolle in der Domäne der Natur und können in diesem westlichen Weltbild, wie Ingold (ebd.) beschreibt, nur durch Domestikation in die Kultur integriert werden. Die Konstruktion der Tiere macht sie zu einem ausschließlichen Teil der Natur, während sie den Menschen gleichzeitig aus dieser Natur ausschließt. Dies ist ein weiteres Indiz für die dominante Stellung der von Descola (2006a und 2006b) beschriebenen Ontologie des Naturalismus in den Tiergärten.

Auf der praktischen Ebene kann der Zoo diese Distanz zwischen Mensch und Tier nur teilweise reproduzieren, da es hier sehr wohl zu Kontaktarten zwischen BesucherInnen und Zootieren kommt. Diese Beziehungsformen der Menschen zu den Tieren sind vielfältiger und lassen sich nicht so leicht wie die Gestaltung des Zoos in nur eine Ontologie, nach Descola (ebd.) einordnen. Die häufigste Grundhaltung zum Zootier war anthropozentrisch. Dieser Zugang betont die Differenz zwischen Mensch und Tier, sowohl auf der psychischen als auch auf der physischen Ebene. Die Verbindung zum Tier wird über bestimmte Eigenschaften hergestellt, die die Tiere verkörpern, wie z.B. Bären sind süß, Raubkatzen gefährlich und schön etc. Das Tier hat hier einen ästhetischen und unterhaltsamen Wert. Diese Haltung würde auf eine Ontologie des Analogismus (ebd.) deuten, da nur Differenzen auf den psychischen und physischen Ebenen zwischen Menschen und Nicht-Menschen konstruiert werden. Die Verbindung zu den Tieren wird anhand von Zuschreibungen von jeweils einer Eigenschaft gemacht, welche das ganze Wesen des Tieres erfassen soll. Diese Eigenschaften und Werte wie z.B. Schönheit stellen Aspekte einer übergeordneten Ordnung dar, welche sich in dem Einzelnen wie auch im Ganzen widerspiegeln kann. Dieser Zugang ist durch eine große Distanz zum Tier geprägt, da er den Menschen hierarchisch weit über die Tiere stellt.

In einem Fall kommt der therianthropische Zugang vor, wobei ein Besucher den Versuch unternimmt sich mit dem Tier zu identifizieren, wobei die Ähnlichkeit zwischen dem selbst und dem Tier auf der körperlichen Ebene und die absolute Differenz im Bereich der

geistigen Ebene konstruiert wird. Die körperliche Existenz der Tiere scheint nachvollziehbar zu sein, aber ein selbstreflexives „Ich“ ist etwas, das die Tiere nicht zu besitzen scheinen. Diese Identitätskonstruktion ist eindeutig der Ontologie des Naturalismus (ebd.) zuzuordnen, in welcher alle Menschen und Nicht-Menschen die gleiche körperliche Basis miteinander teilen.

Der anthropomorphe Zugang, welcher das Tier vermenschlicht, wird überwiegend dann gewählt, wenn es um das Thema der Gefangenschaft der Tiere geht. Die anthropomorphe Tendenz reicht von der Zuerkennung menschlicher Gefühle bis hin zu einem selbstreflexiven Bewusstsein des Tieres. Diese Haltung zeigt sich in der Praxis des Zoobesuches durch das Entstehen eines Blickkontaktes zwischen Mensch und Tier, der desto egalitärer er wird, umso ähnlicher wird das Tier zum Menschen konstruiert. Der Blickkontakt kann hier als die Beziehungsform „Tausch“ (vgl. Descola ebd.) gesehen werden. Die Differenz passiert hier im physischen Bereich, während die Ähnlichkeiten auf der geistigen, inneren Ebene konstruiert werden. Diese egalitäre Beziehungsform lässt auf die Ontologie des Animismus (ebd.) schließen, der allen Menschen und Nicht-Menschen das gleiche Bewusstsein und Seelenleben zuschreibt. Auffallend ist, dass desto egalitärer der Blick wird, umso größer der Kontrast zum hierarchischen Wahrnehmungsraum des Zoos wird. In den Erzählungen der Befragten über die Orang-Utans des Tiergartens Schönbrunn wird dieser Kontrast besonders deutlich. Hier wurde in einigen Fällen die Identität des Orang-Utans sogar nur durch Ähnlichkeiten sowohl auf der psychischen als auch auf der physischen Ebene konstruiert. Die Primaten werden hier als Wesen, die zum eigenen Kollektiv der Menschen gehören verstanden und somit wird ihre Präsenz im Zoo stark kritisiert. Dieser Zugang lässt auf eine Ontologie des Totemismus (ebd.) schließen, in welchem Menschen und Nicht-Menschen das gleiche Kollektiv miteinander teilen und egalitäre Beziehungsformen untereinander eingehen.

Auffallend an der Analyse des Handlungsraumes zwischen Mensch und Tier im Zoo ist die strikte Ordnung, die die BesucherInnen von den Tieren trennt. In diesem Handlungsraum ist weitestgehend eine Beziehungsform dominant: der einseitige voyeuristische Blick auf das Tier. Obwohl in den meisten Fällen der Wunsch nach mehr Handlungsraum mit dem Tier geäußert wird, kommt dieser nur sehr selten zu Stande. Der Zoo ist demnach eindeutig in die Ontologie des Naturalismus (ebd.) einzuordnen, da er die Trennung von Kultur und Natur aufrecht erhält. Die Gehegeformen, welche das Tier vom Menschen durch eine klar gekennzeichnete Absperrung trennen, sind die architektonische Manifestierung dieser

Ontologie. Die Fütterung der Tiere ist andererseits, obwohl sie verboten ist, eine deutliche Folge dieses hierarchischen Verhältnisses zwischen Mensch und Tier und kann zur Beziehungsform des „Schutzes“, nach Descola (2006a), gezählt werden. Dieser ist neben „Produktion“ (vgl. ebd.) die einzige mögliche Beziehungsart zwischen Menschen und Nicht-Menschen in der Ontologie des Naturalismus. Die Tiere sind hier nur die passiv Nehmenden, während der Mensch der aktiv Gebende bleibt. Die Tiere sind in diesen Erlebnissen der Interviewten keine Akteure und daher kommt auch keine Beziehung zu ihnen zu Stande. Sie erhalten in dieser Form des Kontaktes, wie der Soziologe Teutsch (1975) es nennt, keine Du-Evidenz. Diese bekommen sie erst, wenn der Kontakt durch eine größere Egalität geprägt ist und die Beziehungsformen „Tausch“ und „Raub“, nach Descola (2006a), zu Tragen kommen. „Raub“ gilt hier als eine egalitäre Beziehungsform, da damit gemeint ist, dass beide Akteure das Potential besitzen sich gegenseitig zu verletzen. Der „Raub“ und der „Tausch“ sind kennzeichnend für die Ontologie des Animismus oder Totemismus (vgl. ebd.), d.h. in beiden Weltanschauungen wird das Tier zu einem bewussten Akteur. Der „Raub“ als Beziehungsform wird ausgedrückt, indem das Tier zu einer potentiellen Gefahr für den Menschen oder der Menschen zu einer Bedrohung für das Tier und seinen Lebensraum wird. Auch der Zoo zeigt durch seine Gestaltung, dass der „Raub“ eine unerwünschte Kontaktform darstellt, da er einerseits die BesucherInnen vom Tier durch klare Grenzen trennt und andererseits den Menschen auf den Infotexten als einen Feind dieser Tiere aufzeigt.

Bei der tatsächlichen Berührung der Tiere ist das Gefühl des Ekels in den meisten Fällen vorherrschend, da das Tier als schmutzig aufgefasst wird. Bei der Berührung kommt es zu der egalitären Beziehungsform des „Tausches“ (vgl. ebd.) und somit wird das ansonsten hierarchische Verhältnis zum Tier aufgelöst. Der Schmutz kann hier, wie ihn Douglas (2003) beschreibt, als ein Indiz dafür gelten, dass hier nicht hygienische sondern soziale Grenzen übertreten wurden.

Obwohl der Zoo eine Brücke zur Natur schlagen will, wie Pechlaner (2001), der ehemalige Direktor des Tiergartens Schönbrunn, betont, scheint es als ob der Zoo eher damit beschäftigt sei, die Grenzen zu verstärken. Meine Forschung zeigt jedoch ein großes Potential des Zoos eine tatsächliche Brücke zur Natur zu schlagen. Dieses Potential steckt in der Gehegegestaltung der Immersionsgehege, das bedeutet ganz konkret im Regenwaldhaus des Tiergartens Schönbrunn. Dabei wird ein gemeinsamer Handlungsraum von Mensch und Tier erschaffen. Hier ist ein Naturerlebnis möglich und in zwei Fällen

wurde dies durch ein positives Kontakt-Berührungserlebnis mit Tieren geschildert. Es waren die einzigen zwei Fällen, in welchen die Kontaktform des Tausches mit einem Tier als positiv erlebt wurde. Das Setting des Immersionsgeheges machte es möglich, eine egalitäre Beziehungsform zu den Tieren zu schaffen und die Ontologie des Naturalismus kurzzeitig aufzulösen, da es die Grenzen zwischen Mensch und Tier auflöst.

Weiterführende Forschungen zum Einfluss der Immersionsgehege auf die Naturvorstellungen der BesucherInnen wären ein wichtiger nächster Schritt um das Potential der Gehege zu erforschen.

5. Bibliographie

ACOMPORA, Ralph (2005): Zoos and Eyes: Contesting Captivity and Seeking Successor Practices. In: Society & Animals 13:1. Koninklijke Brill NV. Leiden

AHMAD, Maqbool (2008): Comprehensive Dictionary of education. Atlantic. New Dheli

ASH, Mitchell (2008): Mensch, Tier und Zoo – Zur Einführung. In: ASH, Mitchell (Hrsg.): Mensch, Tier und Zoo: der Tiergarten Schönbrunn im internationalen Vergleich vom 18. Jahrhundert bis heute. Böhlau. Wien u.a. S:11-30

ATTESLANDER, Peter (2010): Methoden empirischer Sozialforschung. De Gruyter. Berlin

BAKER, Steve (2001): Picturing the beast: animals, identity and representation. University of Illinois Press. Urbana

BARGATZKY, Thomas (1986): Einführung in die Kulturökologie: Umwelt, Kultur und Gesellschaft. Reimer Verlag. Berlin

BARNARD, Alan (2000): History and Theory in Anthropology. Cambridge Univ. Press. Cambridge

BARNARD, Alan (Hg.) (1996): Encyclopedia of social and cultural anthropology. Routledge. London

BAURIEDL, Sybille: Naturbilder in der Wissenschaft: Zwischen Uhrwerken, Stroemen und Netzten. In: Margarete MAURER & Otmar HÖLL (Hg.): Natur als Politikum. RLI-Verlag. Wien

BERGER, John (1996): Sehen: das Bild der Welt in der Bilderwelt. Rowohlt. Reinbek bei Hamburg

BLUM, Paul R. (2003): Natur als Person: Zur Geschichte des Naturbegriffes. In: Margarete MAURER & Otmar HÖLL (Hg.): Natur als Politikum. RLI-Verlag. Wien

BOSTOCK, Stephen S. (1993): Zoos and animal rights: the ethics of keeping animals. Routledge. London

- BOURDIEU, Pierre (1999): *Praktische Vernunft: zur Theorie des Handelns*. Suhrkamp. Frankfurt am Main
- BUDD, Malcom (1996): *The Aesthetic Appreciation of Nature*. In: *British Journal Aesthetics*. 36, S:207-222
- CHEVRON, Marie-France (2001): *Mensch und Umwelt in der Französischen Ethnologie: Auswirkungen des geographisch-morphologischen Paradigmas*. Verlag Ferdinand Berger&Söhne. Wien
- CHEVRON, Marie-France (2008): *Erscheinungsformen des Wandels*. WEB Heft 47/48. Lit Verlag. Wien
- COE, Jon (1996): *Whats the message? Education through exhibit design*. In: KLEINMAN, Devra G. (Hrsg.): *Wild Animals in Captivity: Principles and Techniques*. The University of Chicago Press. Chicago S: 167-174
- CRANG, Mike & THRIFT, N.J. (2000): *Thinking space*. Routledge. New York
- DE CERTEAU, Michael (1988): *Kunst des Handelns*. Merve-Verlag. Berlin
- DESCOLA (2006a): *Par-delà nature et culture*. Gallimard. Paris
- DESCOLA (2006b): *Beyond Nature and Culture*. In *Radcliff-Brown Lecture in Social Anthropology: Proceedings of the British Academy* 139. 2006 S:137-155
- DESCOLA, Philippe (1994): *In the society of nature: a native ecology in Amazonia*. Cambridge Univ.Press. Cambridge
- DIACONU, Madalina (2005): *Tasten, Riechen, Schmecken: eine Ästhetik der anästhetischen Sinne*. Königshausen & Neumann. Würzburg
- DITTRICH, Lothar (2008): *Warum ein Regenwaldhaus und keine Bärenburg: Über das immaterielle Fundament der Zoobauten*. In: ASH, Mitchell (Hrsg.): *Mensch, Tier und Zoo: der Tiergarten Schönbrunn im internationalen Vergleich vom 18. Jahrhundert bis heute*. Böhlau. Wien u.a. S:335-344
- DOUGLAS, Mary (2003): *Mary Douglas Collected Works: Purity and Danger: An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo*. Routledge. London

EBENHÖH, Monika (1992): Evaluating Zoo Design: The Importance of visitor studies. Univ. BOKU Dipl.-Arb. Wien

EHALT, Hubert C. (1980): Ausdrucksformen absolutistischer Herrschaft: der Wiener Hof in 17. Und 18. Jahrhundert. In: HOFFMANN, Alfred & MITTERAUER, Michael (Hrsg.): Band 14: Sozial- und Wirtschaftshistorische Studien. Wien

ERIKSEN, Thomas Hylland (2001): Small Places, Large Issues: An Introduction to Social and Cultural Anthropology. Pluto Press. London

EVERNDEN, Neil (1985): The natural alien: humankind and environment. University of Toronto Press. Toronto

FRANKLIN, Adrian (2002): Nature and social theory. Sage. London

FRANKLIN, Adrian (1999): Animals and modern Culture: a sociology of human-animal relations in modernity. Sage. London

GARNER, Robert (1896): Gorillas & chimpanzees. Osgood, McIlvaine. London

GIBSON, James J. (1979): The Ecological Approach to Visual Perception. Houghton Mifflin. Boston

GIESE, Ursula (1962): Wiener Menagerien, Ebersdorf, Neugebeude, Belvedere, Schönbrunn. Österreich Reihe 165/167. Wien

GINGRICH, Andre & MADER, Elke (2002): Der Elefant im Garten: Einleitende Bemerkungen. In: GINGRICH, Andre & MADER, Elke (Hrsg.): Metamorphosen der Natur: sozialanthropologische Untersuchungen zum Verhältnis von Weltbild und natürlicher Umwelt. Böhlau. Wien S:7-30

HANCOCKS, David (2001): A Different Nature: The Paradoxical World of the Zoos and their uncertain Future. University of California Press. London

HANCOCKS, David (2007): Zoo Animals as Entertainment Exhibitions. In: MALAMUD, Randy (Hrsg.): A cultural history of animals in modern age. Berg. Oxford S:95-118

HANNERZ, Ulf (1996): Transnational Connections: Culture, People, Places. Routledge. London, New York

HEDIGER, Heini (1965): Tiergarten-Biologie. Müller. Zürich

HEDIGER, Heini (1977): Zoologische Gärten: gestern, heute, morgen. Hallwag. Bern

HOLTORF, Cornelius (2008): Der Zoo als Ort der Erinnerung. In: ASH, Mitchell (Hrsg.): Mensch, Tier und Zoo: der Tiergarten Schönbrunn im internationalen Vergleich vom 18. Jahrhundert bis heute. Böhlau. Wien u.a. S:345-362

INGOLD, Tim (2000): The perception of the environment: essays on livelihood, dwelling and skill. Routledge. London 2000

KEITH, Thomas (1983): Man and the natural world; a history of the modern sensibility. Pantheon Books. New York

KOKOT, Waltraud (2007): Culture and Space – anthropological approaches. In: Carolin Alfonso & Mijal Grandelman-Trier (Hg.): Ethnologie und Raum. Ethnoscripts Jahrgang 9 Heft 1 (4/2007)

KUNKEL-RAZUM (Hrsg.) (2007): Duden – deutsches Universalwörterbuch. Dudenverlag. Mannheim, Wien u.a.

LATOUR, Bruno (1993): We have never been modern. Harvester Wheatsheaf. New York 1993

LATOUR, Bruno (1996): On Actor Network Theory – A few classifications. In: Soziale Welt Nr.:47 S:369-381

LEVI-STRAUSS, Claude (1963): Totemism. Beacon. Boston

MacCORMACK, Carol P. (1980): Nature, culture and gender: a critique. In: MacCORMACK, Carol P. & STRATHERN, Marilyn (Hrsg.): Nature, culture and gender. Cambridge University Press. New York

MacNAGHTEN, Phil & URRY, John (1998): Contested natures. Sage Publ. London

MAIER, Gerhard (2003): Zoo als Erlebniswelt: Eine kommunikationswissenschaftliche Untersuchung von Inszenierungsprinzipien in Internationalen Zoos und im Wiener Tiergarten Schönbrunn. Univ. Dipl.-Arb. Wien

MALAMUD, Randy (1998): Reading zoos, representations of animals and captivity. MacMillan. Basingstoke

MARVIN, Bob & MULLAN, Gary (1998): Zoo culture. University of Illinois Press. Urbana

MAYRING, Philipp (1990): Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. Dt. Studien-Verlag. Weinheim

MEYER, Rolf (1985): Vom Umgang mit Tieren: Geschichte einer Nachbarschaft. Fischer Verlag. Jena

MULLIN, Molly (2002): Animals in Anthropology. In: Society Animals: Journal of Human-Animal Studies. Volume 10, Nr.: 4.

MULLIN, Molly (1999): Mirrors and windows: Sociocultural studies of human-animal relationships- Annual Review of Anthropology 28. S.201-224

MÜNCH, Paul (1992): Lebensformen in der frühen Neuzeit 1500-1800, Frankfurt am Main Berlin

NOSKE, Barbara (1997): Beyond boundaries: humans and animals. Black Rose Books. Montreal

PECHLANER, Helmut & Gabriele (2001): Das Wunderwerk Zoo: 24 Stunden im Tiergarten Schönbrunn. Holzhausen. Wien

PEPPER, David (1996): Modern Environmentalism: an introduction. Routledge. London

PIES-SCHULZ-HOFEN, Robert (2002): Zoopädagogische Überlegungen zur Gehegegestaltung. In: GRANSLOßER (Hrsg.): Tiergartenbiologie III – Zoopädagogik. Filander. Fürth

POLEY, Dieter (1993): Berichte aus der Arche: Nachzucht statt Wildfang; Natur- und Artenschutz im Zoo. Trias –Thieme. Stuttgart

POLLACK, Ulrike (2007): Tiere in der Stadt: Die städtische Mensch-Tier Beziehung: Ambivalenzen, Chancen und Risiken. Diss. Freie Universität Berlin, Postdam

- ROTHFELS, Nigel (2008): Die Revolution des Herrn Hagenbeck. In: ASH, Mitchell (Hrsg.): Mensch, Tier und Zoo: der Tiergarten Schönbrunn im internationalen Vergleich vom 18. Jahrhundert bis heute. Böhlau. Wien u.a. S:203-224
- RUDINOW, Joel (1979): Representation, Voyeurism and the Vacant Point of View. In: University of Michigan-Dearborn & Whitman College (Hrsg.): Philosophy and Literature, Band 3, Nr.:2. John Hopkins University Press S:173-186
- SALZERT, Wolfgang (1997): Attraktive Zoogestaltung – Gibt es ein Patentrezept. In: Sonderdruckreihe: Berichte aus Forschung und Wissenschaft. Schönbrunner Tiergarten Journal 4/1997 Wien
- SERPELL, James (1996): In the company of animals: a study of human-animal relationships. Cambridge Univ. Press. Cambridge
- SHANKLIN, E. (1985): Substances and symbol: Anthropological studies of domesticated animals. Annual Review of Anthropology 14. S:375-403
- SINGER, Peter (1985): In defence of animals. Basil Blackwell. Oxford
- SOMMERSACHER, Barbara & SCHRATTER, Dagmar (2002): Der Tiergarten Schönbrunn heute. . In: ASH, Mitchell (Hrsg.): Menagerie des Kaisers – Zoo der Wiener. Pichler Verlag. Wien S:241-270
- SONTAG, Susan (1984): Über Fotografie. Fischer-Taschenbuch-Verlag. Frankfurt am Main
- TAPPER, Richard (1988): Animality, humanity, morality, society. In: Tim Ingold (Hg.): What is an animal?. Unwin Hyman. London
- TEUTSCH, Gotthard Martin (1975): Soziologie und Ethik der Lebewesen. Eine Materialsammlung. Peter Lang. Bern/Frankfurt am Main
- TUAN, Yi-Fu (1984): Dominance and Affection: The Making of Pets. Yale University Press. New Haven 1984
- VELTRE, Thomas (1996): Menageries, Metaphors, and Meanings. In: HOAGE, R.J. & DEISS, William A. (Hrsg.): New Worlds, New Animals: From Menageries to Zoological Parks in the Nineteenth Century. Johns Hopkins University Press. Baltimore S:19-32

WESSELY, Christina (2003): Die Natur der Stadt: zoologische Gärten und urbane Moderne; Wien und Berlin im Vergleich. Univ. Diss. Wien 2003

WIEDENMANN, Rainer (2009): Tiere, Moral und gesellschaft: Elemente und Ebenen humanistischer Sozialität. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden

WILSON, Alexander (1992): The culture of nature: North American landscape from Disney to Exxon Valdez. Blackwell. Cambridge 1992

Internetquellen

URL 1: HOFWEBER, Thomas (2004): Logic and Ontology. In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. URL: <http://plato.stanford.edu/entries/logic-ontology/#Bib>

URL 2: WAZA Homepage (2009): <http://www.waza.org/en/site/about-waza>

URL 3: ZooLex: Begegnung Zoo (2009): <http://www.vzp.de/zeitung.html>

URL 4: EAZA Homepage (2009): www.eaza.net

URL 5: Jones&Jones Homepage (2009):
http://www.jonesandjones.com/profile/power_place.html

URL 6: UN (1993): Convention on Biological Diversity. In: United Nation-Treaty Series – Vol: 1760, No. 30619.URL: www.cbd.int/doc/legal/cbd-en.pdf

6. ANHANG

INTERVIEWLEITFADEN

Anfangsfrage:

Was könnte man sagen macht einen gelungenen Besuch im Tiergarten Schönbrunn aus?

1. Wann gehen Sie in den Tiergarten! Wovon hängt Ihr Besuch ab?
2. Wie lange dauert ein normaler Besuch im Tiergarten? Wovon hängt es ab?
3. Welche Route wählen Sie durch den Tiergarten?
4. Gibt es Orte, die Sie bei jedem Zooausflug besuchen? Was macht diese Orte so besonders für Sie?
5. Haben Sie gewisse Lieblingsorte im Tiergarten? Was macht diese Orte so besonders für Sie?
6. Gibt es Orte, die Sie gar nicht mögen? Was finden Sie an ihnen so abstoßend?
7. Gibt es Orte, die Sie aus Prinzip meiden? Wenn ja, welche Orte sind es?

Fragen zu Gehegen:

Wie finden Sie die Gehege im Tiergarten Schönbrunn?

1. Gibt es bestimmte Gehegeformen, die Ihnen besonders gefallen? Was finden Sie an ihnen so besonders?
2. Gibt es bestimmte Gehegeformen, die Sie stören? Was stört Sie an ihnen?
3. Gibt es bestimmte Gehegeformen, bei welchen Sie das Gefühl haben in eine andere Welt einzutauchen? Können Sie mir diese Situationen beschreiben?
4. Welche Gehegeformen, empfinden Sie als besonders Naturnah?
5. Welche Gehegeformen, empfinden Sie als besonders Naturfern?
6. Wovon hängt es ab, wie lange Sie bei einem Gehege verweilen?
7. Was machen Sie vor den Gehegen? Können Sie mir eine Situation beschreiben?

Fragen zur Interaktion:

Finden Sie, dass es im Tiergarten Schönbrunn möglich ist mit den Tieren eine Beziehung aufzubauen?

1. Probieren Sie mit den Tieren Kontakt aufzunehmen? Mit welchen Mitteln?
2. Machen Sie Fotos von den Tieren? Was versuchen Sie einzufangen?
3. Gibt es bestimmte Tiere im Tiergarten, mit welchen Sie nichts anfangen können? Welche Tiere sind es und was zeichnet sie aus?
4. Gibt es bestimmte Tiere, die Sie besonders gerne besuchen? Was ist an ihnen so besonders?
5. Sind Sie mit ihren Haltungsbedingungen zufrieden?
6. Hatten Sie im Tiergarten Schönbrunn Erlebnisse, die Ihnen besonders stark in Erinnerung geblieben sind? Können Sie mir eine solche Situation näher beschreiben?
7. Gibt es Tiere, bei denen Sie das Gefühl haben ihnen ganz nah kommen zu können?

Fragen zur Informationsvermittlung:

Haben Sie etwas im Tiergarten Schönbrunn gelernt?

1. Welche Informationen haben Sie durch welches Medium erfahren?
2. Lesen Sie die Infotafeln, etc.? Welche Informationen empfinden Sie als besonders interessant?
3. Was soll man Ihrer Meinung nach im Zoo lernen?
4. Hat der Zoo Ihr Interesse für bestimmte Themen geweckt oder vertieft? Wenn ja,

für welche?

Abschluss:

Wie sollte Ihrer Meinung nach ein “perfekter Zoo” aussehen?

Photographien aus dem Tiergarten Schönbrunn stammen von Daniela Suchanek und sind im Jahr 2009 entstanden.

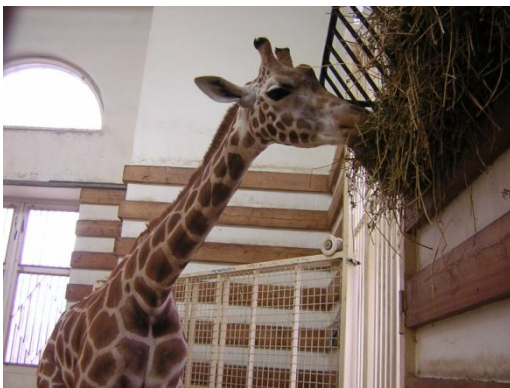


Photo 1: Giraffen Gehege



Photo 2 :Humboldt-Pinguin Anlage



Photo 3: Pelikan Anlage



Photo 4: Flughunde im Regenwaldhaus



Photo 5: Regenwaldhaus

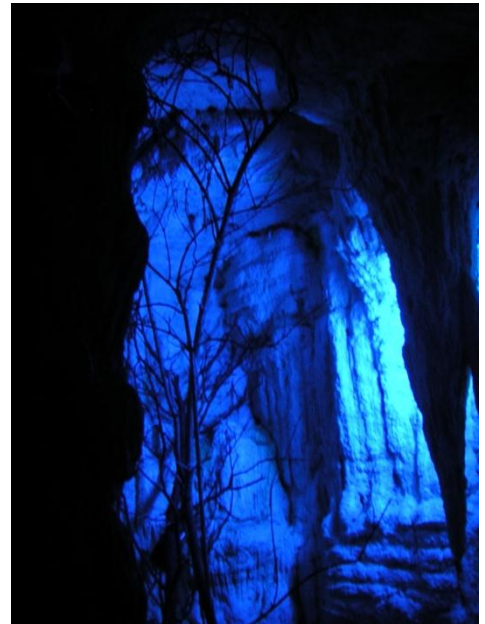


Photo 6: Fledermaushöhle im Regenwaldhaus



Photo 7: Brücke im Regenwaldhaus
Regenwaldhaus



Photo 8: Ausschnitt eines Flusses im

Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit bestimmten Naturvorstellungen, welche der Wahrnehmungs- und Interaktionsraum zwischen Menschen und Tieren in den Zoos fördert. Im theoretischen Rahmen wird der Naturbegriff anhand der Theorie des Kultur- und Sozialanthropologen Philippe Descola dargestellt. Der Raumbegriff stammt vom Philosophen Michel de Certeau. Anhand des Handlungsraumes zwischen BesucherInnen und Zootieren werden die Naturvorstellungen dieser eruiert. Hier wird zuerst der Zoo als Konzept dargestellt und der Naturbegriff dieser Institution analysiert, wobei der Naturschutz und der Ästhetik-Gedanke von großer Bedeutung sind. Der wahrgenommene Handlungsraum der BesucherInnen wurde durch eine Beobachtung im Tiergarten Schönbrunn und darauf aufbauender qualitativer Interviews erschlossen. Wobei zuerst die Vorannahmen zum Tier behandelt werden. Als zweites wird der Einfluss des architektonischen Raumes auf den wahrgenommenen Handlungsraum erschlossen und schließlich werden die Kontaktformen zwischen BesucherInnen und Zootieren behandelt. Die Natur-Kultur Dichotomie ist für das Zooerlebnis äußerst bestimmend und kann nur in den Immersionsgehegen überwunden werden.

Lebenslauf

Daniela Suchanek

Geburtsdatum: 07.01.1983

Geburtsort: Bratislava/ Slowakei

Schulischer Ausbildung:

1989-1993 Volksschule Rottenmann

1993-2001 BG/BRG Stainach

Universitäre Ausbildung:

2002-2012 Studium der Kultur- und Sozialanthropologie